

VIERTES BUCH

DAS ZEUGNIS
DER ÖKONOMISCHEN ARBEITSTHEORIE
FÜR DIE KIRCHLICHE
ARBEITS-FRUCHTBARKEITSLEHRE

Das Neuchâtel
Der ökonomischen Arbeitstheorie
Für die kirchliche
Arbeitskulturtheorie

DIE PARALLELITÄT VON ARBEITSWERTTHEORIE UND KIRCHENLEHRE

Es ist das Verdienst des gelehrten, reich belesenen westfälischen katholischen Priesters und scharfsinnigen kulturgeschichtlichen und volkswirtschaftlichen Schriftstellers *Wilhelm Hohoff* (1848 bis 1923), eines Mitarbeiters von Johannes Janssen, in unbesieglich mutigem Schwimmen gegen den Strom auf die, wie er meint: Wesensidentität, wie ich sage: Parallelität der ökonomischen Arbeitswerttheorie mit der Kirchenlehre von der Fruchtbarkeit der Arbeit allein unermüdlich hingewiesen zu haben. Die Sache ist für die *Oeconomia perennis* nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch von Bedeutung, weil ja die kapitalistischen Wirtschaftstheoretiker die Nutzwerttheorien zur Unterbauung der vulgärökonomischen Kapitalstheorie benützen, wozu sie sich in der Tat eignen; noch mehr aber deshalb, weil auch hier eine Brücke zwischen der Kirche und der proletarischen Weltbewegung sichtbar wird.

Nicht als ob von Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Arbeitswerttheorie die Geltung der kirchlichen Arbeitsfruchtbarkeitslehre abhinge. Wir sahen schon früher (S. 318 ff.), daß und warum dies nicht der Fall ist. Darüber aber kann ein Zweifel nicht bestehen: wie die Nutzwerttheorien die modernen Kapitalstheorien begünstigen, indem sie den ökonomischen Wert auch aus Land und „Kapital“ hervorwachsen lassen und somit diesen einen Anspruch auf Mehrwertanteilmahme zuzusprechen scheinen, so erweist sich die ökonomische Arbeitswerttheorie der naturrechtlich-christlichen kirchlichen Lehre von der Fruchtbarkeit der Arbeit allein günstig, insofern ihr gemäß der ökonomische Wert und somit auch der Mehrwert Produkt der Arbeit allein ist, woraus die sittliche Forderung des Naturrechts, des Christentums, der Kirche, daß der Mehrwert der Arbeit allein gebühre, ihre ökonomische Unterbauung und Rechtfertigung erfährt.

Umgekehrt: Da die sittliche Lehre der Kirche von der Nichtberechtigung des müßigen Besitzers und der Alleinberechtigung der Arbeit auf Brot, auf Erwerb unzweifelhaft richtig ist, hat die Arbeitswerttheorie,

die auf dem Weg wirtschaftlicher Erwägungen zu dem gleichen Ergebnis hinsichtlich der Zuweisung der Arbeitsfrucht gelangt wie die Kirchenlehre, somit die sittliche Lehre ökonomisch unterbaut, von vorneherein die Wahrscheinlichkeit für sich. Es wäre zwar denkbar, daß der Wert ökonomisch nicht bloß aus der Arbeit, sondern auch aus Land und „Kapital“ „herauswachse“, trotzdem aber die Zuweisung der produzierten Werte der sittlichen Forderung der Kirche gemäß zu erfolgen hätte, weil es sich hier um zwei Ordnungen auf von einander verschiedenen Ebenen des Denkens und des Seins handelt: um die unfreienaturgesetzlich-wirtschaftliche und die freiwillentlich-menschlich-sittliche Ordnung. Eine Nichtübereinstimmung dieser beiden Ordnungen ist aber unwahrscheinlich, da wir allenthalben Uebereinstimmung zwischen der Offenbarung der ewigen Ordnung in der Welt der Unfreiheit und der Offenbarung der selben ewigen Ordnung in der Welt der Freiheit sehen können. Es ist nicht anzunehmen, daß der Geist der ewigen Ordnung hier eine Ausnahme gemacht und der Arbeit etwas sittlich und rechtlich zugewiesen habe, was wirtschaftlich Kapitalfrucht wäre. Viel wahrscheinlicher, weil der einheitlichen Wesenheit der Ordnung besser entsprechend, der inneren Logik der Dinge angemessener, wäre der entgegengesetzte Zustand der Uebereinstimmung der ökonomischen mit der sittlich-rechtlichen Ordnung, die Zuweisung des produzierten Wertes an jenen Faktor, der ihn hervorgebracht hat. Wenn wir nun sehen, daß kirchliche Moral, Philosophie und Kirchenrecht mit den Nutzwerttheorien in dem bezeichneten Sinn in Widerspruch, mit der Arbeitswerttheorie hingegen im Wesentlichen in Einklang stehen, so gewinnt damit diese letztere a priori hohe Wahrscheinlichkeit.

Dies umso mehr, wenn, wie wir alsbald des näheren als tatsächlich ersehen werden, mit der sittlich-rechtlichen Forderung der Bindung des Erwerbes an Arbeit die Berufung auf die Wertproduktivität der Arbeit allein in der kirchlichen Wissenschaft Hand in Hand ging, während umgekehrt mit der Annahme der Wertproduktivität auch des Bodens und des „Kapitals“ in der modernen Vulgärökonomik, auch bei ihren christlichen, katholischen Parteigängern, die Behauptung der Erlaubtheit arbeitslosen Rentenbezuges auf Grund eines bloßen Besitz- oder sonstigen Machttitels Hand in Hand geht. Wer die Tauschwertproduktivität des bloßen Eigentums, des nichtarbeitenden Besitzes, also des Kapitals annimmt, der wird logischer Weise die kirchliche Eigentums- und Arbeitslehre, insbesondere das kirchliche Zinsverbot als einen Widerspruch gegen ökonomische Tatsachen, somit als einen „ökonomischen Irrtum“

und infolgedessen auch als eine „wirtschaftliche Ungerechtigkeit“ empfinden, die dem Kapitalisten etwas nimmt, was ökonomisch von ihm stammt, um es der Arbeit zuzuweisen, von der es nicht stammt. Auch die Gegenprobe darauf führt zu dem gleichen Ergebnis. Sämtliche kirchlichen Anhänger der Hypothese von der Tauschwertproduktivität des Kapitals (Land und „Kapital“) und der Nutzwerttheorien, die diese mit der kirchlichen Arbeitslehre und insbesondere mit dem kanonischen Zinsverbot in Einklang zu bringen versuchen, um, wie sie aus apologetischen Gründen sich gezwungen sehen, die Haltung der Kirche zu rechtfertigen, vermögen dies nur in der Weise zu tun, daß sie zu offenkundig sophistischen Verdrehungskünsten ihre Zuflucht nehmen, wie wir es gelegentlich der Erörterung der Weißschen Kapitalstheorie schon sahen und im Verlauf der eingehenden Erörterung des Zinsproblems im 2. Band noch reichlich belegt finden werden. Es scheint also schon von vorneherein zwischen der Kirchenlehre einerseits und den modernen Kapitals- und Nutzwerttheorien andererseits eine unüberbrückbare Diskrepanz zu bestehen.

WAHRE ARBEIT UND SCHEINARBEIT, WAHRER WERT UND SCHEINWERT

Wenn wir Einblick in das Wesen des Wertes gewinnen wollen, so müssen wir an das Wesen der Arbeit, an ihre Urbestimmung, an das Arbeitsgebot anknüpfen, wie sie bereits als Grundlage der Wirtschaftslehre Jesu Christi (S. 36 ff.) und gelegentlich der Erörterung des naturrechtlich-christlichen Eigentums- und Arbeitsbegriffes (S. 134 ff.) behandelt wurden. Wir sahen dort, wie das Erdengut dem Menschen dazu gegeben ist, daß es ihm als Arbeitsmittel zur Erfüllung seiner Bestimmung diene. Wie *Arbeit* nichts anderes ist als *ordnungsgemäße Betätigung der menschlichen Fähigkeiten und Kräfte im Sinne dieser Kulturbestimmung des Menschen*. Es ist gleichgiltig, ob diese Arbeit körperlich oder seelisch, mit der Hand oder mit dem Kopf, durch Tun oder durch Leiden verrichtet wird, je nach Beruf, Bestimmung, Stand, Ort, Zeit und allgemeinen oder besonderen Umständen. Daß die Handarbeit an materiellen Stoffen insofern Grundlage und Voraussetzung aller anderen Arbeit, weil Lebensvoraussetzung ist (*primum vivere, deinde philosophari*, zuerst leben, dann Weisheit pflegen; *gratia naturam supponit*, die Gnade, die übernatürlichen Gaben Gottes an die Menschen

und ihre Beziehungen zur ewigen Bestimmung, setzen die Natur, auch das Physische, das Materielle voraus), das ändert nichts daran, daß es außer und neben der Handarbeit behufs Produktion materieller Güter auch noch andere wahre Arbeit gibt, die sogar als Arbeit höheren Ranges, weil auf höhere, vollkommenere nächste Zwecke eingestellt, anerkannt werden muß.

Da das menschliche Leben zwar mehrere, zahlreiche Seiten hat und daher, von verschiedenen Standpunkten aus betrachtet, in der Abstraktion auch von einander verschiedene Lebensgebiete aufweist, in seiner konkreten Realität und Wirklichkeit aber nur *ein* menschliches Leben ist, so kann auch die wirtschaftliche Seite des Lebens nicht als etwas für sich allein Bestehendes, als etwas Absolutes angesehen werden, so kann es auch keine „rein wirtschaftlichen“ Dinge geben, sondern alle Dinge, Tatsachen und Vorgänge im Wirtschaftsleben müssen *auch* und letztlich entscheidend als Erscheinungen des Gesamtlebens und als unter der Herrschaft seines Sinnes, seiner Bestimmung stehend erkannt werden. Auch der ökonomische Wert ist wesentlich mit bedingt von der Kulturaufgabe des Menschen und seiner Bestimmung überhaupt, kann ohne Rücksicht auf diese Bedingung überhaupt nicht verstanden werden. Nur das kann *wahren* Wert haben, was im Sinne dieser Kulturaufgabe und Bestimmung gelegen ist. Außerhalb deren kann es wohl *Schein-*werte geben, nicht aber wahren Wert.

Ich greife der Entwicklung des Wertproblems in den nachfolgenden Kapiteln vor, wenn ich des tieferen Verständnisses dieser folgenden Erörterungen halber schon hier sage, daß nur *wahre Arbeit wahren* wirtschaftlichen Wert schaffen könne. *Was im Sinn der Kulturaufgabe und Bestimmung des Menschen geleistet wird, das schafft Wert.* Was außerhalb dieses Sinnes und gegen ihn getan wird, ist nur Scheinarbeit und kann nur Scheinwert schaffen. Scheinarbeit ist verschwendete Arbeit und das von ihr verarbeitete Erdengut ist ordnungswidrig verschwendeter Stoff; ein Erzeugnis solcher Scheinarbeit hat nur Scheinwert, nicht aber wahren wirtschaftlichen und darum auch kulturellen Wert.

Auf dieser Fundamentalwahrheit beruht die Bedeutung der objektiven Nützlichkeit für die Wertbildung. *Wahrhaft, objektiv nützlich ist nur das, was im Sinne der menschlichen Kulturaufgabe liegt.* Nur die darauf verwendete Arbeit also schafft wahren Wert. Die objektive Nützlichkeit, oder sagen wir besser: die Ordnungsgemäßheit, die Uebereinstimmung eines Produktes mit der menschlichen Kulturaufgabe, mit dem Mensch-

heits- und Kulturzweck macht die auf seine Erzeugung aufgewendete menschliche Tätigkeit zu wahrhaft wertschaffender Arbeit. Die *Nützlichkeit* ist also *Bedingung und Grenze für wahre Arbeit* und damit auch für Entstehung und Bildung wirtschaftlichen Wertes. Der Wert aber wird *nicht durch die Nützlichkeit geschaffen, sondern durch wahre Arbeit allein*. Den Beweis erbringe ich in den folgenden Abschnitten.

Am offenkundigsten wird dieser Gegensatz zwischen wahren und falschen Arbeiten und Werten dort, wo Gewinn gier und Genußsucht die Arbeit beherrschen, die Produktion, die Wirtschaft überhaupt bestimmen. Ein sehr großer Teil, man dürfte kaum fehlgehen, wenn man annimmt: die größere Hälfte, der modernen industriellen Produktion und des Handels des Abendlandes dienen der Erzeugung und Verbreitung *unnützer, überflüssiger, schädlicher* Waren. Große Industriezweige dienen nicht einem gesunden Bedürfnis, der Kulturförderung, sondern verdanken ihr Dasein nur der Gewinn gier ihrer Gründer und Nutznießer, die nicht auf Bedarfsdeckung abzielen, sondern erst durch künstliche Anreizung des Publikums mittels raffinierter Reklame dieses beschwatzen, betören und zum Ankauf ihrer unnützen oder schädlichen Waren verleiten. Schon der Konkurrenzkampf in der herrschenden kapitalistischen Freiwirtschaft zwingt jeden Produzenten, der nicht für einen ganz kleinen naheliegenden Absatzkreis allein produziert, sich der *Reklame*, der *Agenten* und *Reisenden* zu bedienen, um den Markt zu erobern und zu behaupten, wodurch auch die gesunde, kulturfördernde Produktion mit einem solchen Maß „*falscher Kosten*“ belastet wird, daß man kaum zu hoch greift, wenn man die Hälfte der Gesamtkosten auf dieses Konto bucht. Im Jahre 1926 klagte der Reichsarbeitsminister Dr. *Heinrich Brauns* in einer Berliner Rede: „Während eine noch nie dagewesene Krise am Mark der deutschen Wirtschaft, des deutschen Volkes frißt, Staat, Regierung, Parlamente sich in heißem Ringen abmühen, zu den für Linderung des Wohnungselendes mühsam aufgebrachten, aber gänzlich unzulänglichen 700 Millionen aus der Hauszinssteuer für Verwirklichung des Bauprogramms in- und ausländisches Kapital zu interessieren und zu gewinnen, hat das deutsche Volk im Jahre 1925 für 4½ Milliarden Goldmark vertrunken und für 1½ Milliarden Goldmark verbraucht!“ Im verstümmelten, aus seinem natürlichen Gesamtwirtschaftskörper herausgeschnittenen armen Restösterreich mit seiner kleinen Einwohnerzahl von nur 6½ Millionen und seiner großen Arbeits- und Wohnungsnot wurden in den Jahren 1923 bis 26 jährlich rund 700 Millionen Schillinge auf alkoholische Getränke und 300 Millionen

auf Tabak verausgabt — bei einem auf etwa 7000 Millionen Schillinge berechneten Jahres-Gesamtvolkseinkommen. Mit den 1000 vertrunkenen und verrauchten Millionen hätte man in jedem Jahr 40 000 Familien gut mit kleinem Eigenbesitz an Land und Haus ausstatten und zugleich die Arbeitslosigkeit überwinden können. All der Boden, all die Rohstoffe, all die Arbeitskraft, die an unnütze und schädliche Produktion gesetzt und somit vergeudet werden, gehen der Produktion wahrer Werte verloren, dienen nur der Produktion negativer Scheinwerte, die die Gesamtwirtschaft als falsche Kosten belasten und darum, abgesehen von allen moralischen, gesundheitlichen und kulturellen Schäden, die Wirtschaft ruinieren.

Für die Ergründung des Arbeits- und des Wertproblems ist ferner die Erkenntnis von großer Bedeutung, daß die wahre Arbeit eine (annähernd) *vollkommene* Arbeit sein soll. Im Sinne der menschlichen Kulturaufgabe liegt nicht irgend welche Puscherei, sondern nur das vollkommene Werk, das seiner Bestimmung ganz entspricht. Darum soll die Arbeit ein gutes, vollkommenes Werk schaffen und ist *nur insofern* wahre Arbeit, wahrhaft kulturfördernd, als sie Gutes, Vollkommenes hervorbringt. Sie muß darum gewissenhaft und tüchtig sein, um vollwertig zu sein und wirtschaftliche Vollwerte hervorzubringen. Insofern der arbeitende Mensch *Mängel* an Gewissenhaftigkeit, Fachtüchtigkeit, Geschicklichkeit aufweist, ist auch seine Arbeitsleistung und deren *Wertproduktivität gemindert*. Wenn er qualitativ minder taugliches, minder entsprechendes Material verwendet, wenn er infolge von Unkenntnis, Irrtum oder von sonstigem Unvermögen, auch von Nachlässigkeit, Leichtsinne oder Faulheit minder richtig, genau, vollkommen arbeitet, wird auch das weniger ordnungsgemäße Produkt verhältnismäßig minderwertig sein. Ordnungswidrig, töricht, schlecht, verkehrt ausgeführte Arbeit ist eben, weil der Kulturbestimmung wenig oder gar nicht entsprechend, minderwertig und kann darum auch nur Minderwertiges oder Wertloses schaffen.

Endlich ist noch zu berücksichtigen, daß der wahren Arbeit und dem wahren Wert außerhalb des menschlichen Könnens und Wollens *Widrigkeiten* entgegentreten, die die Arbeit in ihrer Wirksamkeit, in ihrer Wertproduktivität beeinträchtigen, den Wert mindern, ja selbst ganz zerstören können. Krankheiten des Menschen, der Tiere, der Pflanzen, Feuer und Wasser, Raub, Diebstahl, Mord, Krieg, Unglücksfälle, Unwissenheit, Unachtsamkeit, Fahrlässigkeit, Torheit, Irrtum verursachen Wertminderungen und -zerstörungen, Wertverluste mannigfacher Art;

auch dadurch, daß sie Aufwand von Arbeit und Kosten zu ihrer Abwehr und Ueberwindung erfordern.

„In vielen Mühen wirst du von der Erde essen zeit deines Lebens. Dornen und Disteln wird sie dir tragen, und die werden zehren vom Kraut des Feldes.“

NÜTZLICHKEIT, BEDÜRFNIS, SELTENHEIT, TAUSCHWERT

Schon „der große Forscher, der die Wertform, wie so viele Denkformen, Gesellschaftsformen und Naturformen zuerst analysiert hat“ (*Marx*, Kapital, 1. Bd., S. 25), nämlich *Aristoteles* (384 bis 322 v. Ch.), erkannte den Doppelcharakter der Wirtschaftsdinge (Politik, I, 9): „Zweifach ist der Gebrauch jedes Gutes... Der eine ist ihm (dem Gut, dem Ding) *angehörig* (eigen), der andere ist ihm *nicht angehörig*, wie der einer Sandale entweder dazu, daß man sie unter den Fuß binde, oder zu ihrer Verwendung im Tauschhandel. Beide sind Gebrauchsweisen der Sandale. Denn auch der, welcher die Sandale an jemanden, der ihrer bedarf, gegen Geld oder Nahrung austauscht, benützt die Sandale als Sandale, aber nicht der ihr angehörigen Gebrauchsweise gemäß, denn sie entstand (ihrem Wesen nach, als Beschuhung) nicht des Tauschhandels wegen. Ebenso verhält es sich auch hinsichtlich aller anderen Dinge.“ Ganz klar unterscheidet also *Aristoteles* zwischen der stofflich-sinnlichen *Nützlichkeit* und dem Tauschwertcharakter, dem *Wert* eines Wirtschafts- oder Vermögensdinges, einer Ware.

Eine Voraussetzung dafür, um Klarheit über ökonomisches Wesen und ökonomische Herkunft des wirtschaftlichen Wertes zu erlangen, ist die richtige Erkenntnis des *Gegensatzes*, der zwischen *Nützlichkeit* (irreführend auch „Gebrauchswert“ genannt) und ökonomischem (Tausch-) *Wert* (*valor*) besteht. Selbstverständlich muß jedes Ding, das Tauschwert haben soll, auch nützlich sein. Entweder objektiv wahrhaft nützlich; dann hat es wahren Wert. Oder es wird von den Menschen nur subjektiv für nützlich gehalten, ohne objektiv wahrhaft nützlich (ordnungsgemäß) zu sein; dann hat es Scheinwert.

Obwohl der Unterschied zwischen wahren und Scheinwert religiös, sittlich, allgemein kulturell und wirtschaftlich von größtem, ausschlaggebendem Belang und für das tiefere Verständnis des Wertproblems unentbehrlich ist, spielt er in unseren Erörterungen der ökonomischen Werttheorie insofern keine Rolle, als diese Werttheorie sich bloß mit

ökonomischen *Tatsachen* des Wirtschaftsverkehrs befaßt, nicht aber mit der Frage, ob etwas nach Maßgabe seines religiösen, sittlichen, kulturellen, wahren wirtschaftlichen Wertes oder Unwertes erzeugt werden solle oder nicht. Diese Frage muß und wird uns anderwärts beschäftigen und die Antworten auf sie müssen wieder im Wirtschaftsleben maßgebend werden, wenn dieses gesunden soll. Aber die ökonomische Werttheorie kann sich nur mit dem befassen, was den Menschen als nützlich *gilt*, weil im tatsächlichen Verkehr dies, nicht aber das, was sittlich sein sollte, Tatsache ist und den Wirtschaftsverkehr beherrscht, mit dem es die ökonomische Werttheorie zu tun hat.

Eine Sache, die *nicht* als nützlich *gilt*, kann auch — und wäre sie objektiv und wahrhaft noch so nützlich, weil im Sinn der Kulturbestimmung — *nicht aktuellen wirtschaftlichen Wert* haben, mag auf ihre Herstellung noch so viel Mühe und Plage, Fachkenntnis und Geschicklichkeit verwendet worden sein, weil das dann entweder überhaupt nicht wahre Arbeit war (wenn das Ding nicht im Sinn der Kulturbestimmung liegt), oder weil das praktisch-ökonomisch nutzlose Kraftverschwendung wäre, die ebenso wenig aktuellen wirtschaftlichen Wert schaffen kann als ein Athlet, indem er in einer Jahrmarktbude Gewichte stemmt oder Eisenstäbe zerknickt. Würde in einer Gesellschaft, die Alkohol- und Tabakgenuß als Uebel miede, einer Bierbrauen oder Zigarren erzeugen, so würde seine Arbeit, im Gegensatz zur heute üblichen Anschauung, als auf etwas Unnützes verschwendet, auch keinen Lohn finden. Daß die Menschen ein Ding als nützlich ansehen, ist erste Voraussetzung dafür, daß dieses Ding bei ihnen ökonomischen Wert habe; aber diese stofflich-sinnliche Nützlichkeit ist etwas ganz anderes als der abstrakte Wert.

Manche suchten den Ausdruck „Gebrauchswert“ zu retten, indem sie ihn einer (objektiven) Nützlichkeit für die Menschen überhaupt als die (subjektive) Schätzbarkeit der Nützlichkeit gegenüber stellten. Für das Dasein aktuellen, geltenden wirtschaftlichen Wertes ist jene objektive Nützlichkeit aber offenbar nicht maßgebend, denn was die Menschen nicht als nützlich erkennen, hat für sie auch nicht Wert. Als wirtschaftlicher Wert kann praktisch nur das gelten, was subjektiv als nützlich angesehen und geschätzt wird. In diesem Sinn ist „Gebrauchswert“ eben nichts anderes als subjektive Nützlichkeit.

Den Unterschied, ja Gegensatz zwischen Nützlichkeit und Tauschwert hat kaum irgend jemand so anschaulich herausgearbeitet als der sonst in seinen Anschauungen wenig glückliche französische liberale National-

ökonom *Frédéric Bastiat* (1801 bis 1850) in seinen „*Harmonies économiques*“ (Oeuvres complètes, Paris 1855, 6. Bd., S. 167 f., 185): „Gewöhnen wir uns daran, die Nützlichkeit vom Wert streng zu unterscheiden. Eine ökonomische Wissenschaft ist nur unter dieser Bedingung möglich. Weit entfernt davon, daß Nützlichkeit und Wert identisch oder auch nur vergleichbar wären, wage ich zu behaupten, daß sie *entgegengesetzte Begriffe* sind... Die *Nützlichkeit* ist das *Gute*, die gute Eigenschaft, wodurch unser Bedürfnis befriedigt wird. Der *Wert* ist das *Böse*, denn er rührt her von der Schwierigkeit, dem Hindernis, welches sich zwischen das Bedürfnis und dessen Befriedigung schiebt. Ohne diese Hindernisse und Schwierigkeiten würde keine Anstrengung nötig sein, um das Gebrauchsgut zu erlangen; man hätte die nützlichen Dinge und die Nützlichkeit *umsonst* und *der Begriff des Tauschwertes würde niemals entstanden sein*. Infolge des Vorhandenseins dieser Hindernisse oder Schwierigkeiten ist die Nützlichkeit nicht umsonst zu haben, sondern nur unter der Bedingung von *Anstrengungen*, die, untereinander ausgetauscht und mit einander verglichen, *ihren Wert ausmachen*. Je mehr die Hindernisse sich infolge der Freigebigkeit der Natur oder der Fortschritte der Wissenschaften verringern, *um so mehr nähert sich die Nützlichkeit der Unentgeltlichkeit*, um so mehr erhalten wir die nützlichen Dinge umsonst, um so wohlfeiler wird alles; denn der Wert verringert sich, nimmt ab im selben Maße, als die Hindernisse oder Schwierigkeiten sich verringern... In allem, was geeignet ist, unsere Bedürfnisse und Wünsche zu befriedigen, muß man zwei Dinge beachten: Das, was die *Natur* gemacht hat, und das, was der *Mensch* macht oder tut: Das, was *unentgeltlich*, und das, was *entgeltlich* ist; das *Geschenk Gottes* und die *menschliche Leistung oder Arbeit*; mit anderen Worten: die *Nützlichkeit* und den *Wert*. In dem gleichen Gegenstand kann das eine *ungeheuer groß* und das andere *unmerklich klein* sein. Während jenes *unverändert* bleibt, kann dieses sich *unbegrenzt vermindern* und es *vermindert sich* in der Tat jedesmal dann, wenn eine geniale Erfindung uns ermöglicht, den selben Gebrauchswert mit *weniger Anstrengung oder Arbeit* herzustellen.“

Hermann Roesler schrieb in seinen „Vorlesungen“ (S. 16 f.): „Die wirtschaftliche Schätzung der Produkte nach einem allgemeinen gesellschaftlichen Maßstabe ergibt den Begriff des Wertes. Seit dem Altertum pflegt man zwei Arten des Wertes zu unterscheiden, indem man einen doppelten Maßstab an die Produkte anlegt. 1. den der *Nützlichkeit*, d. i. der nützlichen Wirkung, die durch den Gebrauch eines Gutes er-

reicht werden kann, insofern spricht man von einem Gebrauchswert; und 2. den Maßstab des (*Wert-*)*Vermögens*, welcher an und für sich ein *rein quantitativer* Maßstab ist und *mit der Nützlichkeit nicht zusammenfällt*, insofern die eine und selbe Sache immer *gleich nützlich* bleiben und doch zu verschiedenen Zeiten eine *verschiedene Vermögensquantität* sein kann. Es ist im Leben nun nicht üblich, beide Maßstäbe als Wert zu bezeichnen, sondern man meint damit im Leben *immer nur den letzteren*. Einmal schon deswegen, weil es für die Nützlichkeit, die einem Gute vermöge seiner natürlichen Eigenschaften innewohnt, bei der Verschiedenheit der individuellen Bedürfnisse nach Zeit und Ort und bei der Mannigfaltigkeit der Verhältnisse überhaupt keinen allgemein gleichen Maßstab geben kann, vielmehr sehr häufig, was der eine hochschätzt und begehrt, der andere gering achtet und verschmäht. Sodann, weil in dem Begriff eines allgemeinen Maßstabes notwendig das Moment enthalten ist, daß im Verhältnis der Schätzung die verschiedensten Dinge einander gleich stehen, während doch in Bezug auf den Gebrauch niemals verschiedene Güter einander substituiert werden können, z. B. Wolle für Fleisch. Eine solche Substituierung ist nur in gewissen Grenzen möglich und da werden immer Modifikationen der Gebrauchszwecke stattfinden; die allgemeine Substituierung aller Güter untereinander aber wäre ein absurder Gedanke, bei dem wir uns nicht weiter aufhalten wollen. Endlich aber auch, weil es aus Rücksichten der Theorie nicht zu billigen ist, zwei *gänzlich verschiedene* Dinge mit dem einen und selben Begriff zu bezeichnen. Für den Begriff der Schätzung nach der nützlichen Wirkung des Gebrauches ist das Wort *Nützlichkeit* oder *Tauglichkeit hinreichend*; unter *Wert* ist *ausschließlich der Tausch- oder Vermögenswert zu verstehen*."

Der italienische Theolog und Philosoph *Liberatore* schrieb (*Grundsätze der Volkswirtschaft*, S. 37): „Wenn auch die Nützlichkeit eine unumgängliche Bedingung des Wertes ist — eine durchaus unnütze Sache fände keinen Tausch —, so *kann sie doch sein Maß nicht sein*. Wenn es sein könnte, dann müßte das Brot mehr Wert haben als die Kleinode, weil seine Nützlichkeit größer ist. Ueberdies ist die Nützlichkeit vom Werte verschieden. Die Nützlichkeit ist die Beziehung einer Sache *mit unseren Bedürfnissen*; der Wert ist die Beziehung der Sache *mit anderen Sachen*, gegen die sie vertauscht werden kann. Nun können aber verschiedenartige Dinge sich nicht wechselseitig messen.“

Wenn der wirtschaftliche Wert einer Ware in ihrer Nützlichkeit bestünde, dann wäre der Wert für jeden Käufer verschieden je nach der

Verschiedenheit der Nützlichkeit für jeden von ihnen, dann wäre die selbe Ware für den einen, der sie brauchte, 10 Mark wert, für den andern, der nichts damit anzufangen wüßte und sie als völlig unnötig liegen ließe, auch wenn der Verkäufer sie ihm um 50 Pfennige anböte, wertlos. Ja, es würde sich meistens sogar das sonderbare Verhältnis ergeben, daß der Verkäufer (für ihn) wertlose Dinge an den Käufer verkaufen würde, bei dem sie dann erst Wert erlangen würden. Denn wie sollten für den Schuhmacher die dreißig oder hundert fertigen Paar Schuhe Nützlichkeit haben, die er in seinem Geschäft stehen hat, um sie los zu werden? Er verkauft sie doch gerade darum, weil sie für ihn nutzlos sind und er erst dadurch zu Nutzen kommen kann, daß er sie losbringt. Für ihn sind sie ebenso unnütz wie überproduzierte Schuhe, die, weil in zu großer Menge über den Bedarf oder über die Kaufkraft der Konsumenten hinaus erzeugt, nicht mehr nützen können, daher unverkäuflich liegen bleiben, auf dem Markt wertlos sind. (Immer unter der Annahme, der Wert sei die Nützlichkeit!) Streng genommen entstünde dann der Wert überhaupt nicht durch die Anfertigung der Schuhe. Denn solange die Schuhe beim Schuhmacher stehen, sind sie nutzlos. Für ihn selbst wie für den Käufer, solange dieser sie noch nicht gekauft hat. Hat er zu wenig Geld, um sie kaufen zu können, so bleiben sie ohne Nützlichkeit also, nach der Annahme, ohne Wert beim Schuhmacher stehen. Sie erlangen Nützlichkeit und Wert erst durch den Kauf für den Käufer und dessen Geld erlangt erst durch den Kauf Nützlichkeit für den Schuhmacher. So wäre also eigentlich erst der Kauf dasjenige, was Nützlichkeit, also Wert erzeugt.

In Wahrheit werden aber, wovon wir uns leicht überzeugen können, die Waren keineswegs nach der subjektiven Nützlichkeit bewertet; schon deshalb nicht, weil diese Nützlichkeit etwas von Mensch zu Menschen Veränderliches, Verschiedenes und daher als Maßstab unbrauchbar ist. Wir sehen vielmehr, daß die Waren im Wirtschaftsverkehr tatsächlich nach einem ganz anderen Maßstab bewertet werden, dem eine relative Unabhängigkeit von der Nützlichkeit zukommt (Dinge von sehr geringer Nützlichkeit, z. B. gewisse Luxuswaren, haben hohen Wert, Dinge von sehr großer Nützlichkeit, z. B. einfache, aber lebensnotwendige Nahrungsmittel, haben sehr geringen Wert) und eine gewisse beschränkte Beständigkeit und Allgemeingiltigkeit, was darin zum Ausdruck kommt, daß z. B. die Preise der wichtigen Nahrungs- und sonstigen Lebensmittel in einer Stadt, in einem Land zur selben Zeit annähernd gleich sind für jeden Käufer. Eine Unabhängigkeit, eine Beständigkeit und

eine Allgemeingiltigkeit, wie sie durch *Arbeit und Kosten* (zu welchen letzteren in einer kapitalistischen Wirtschaft auch der Kapitalzins gehört) gegeben sind, so daß jeder Sachverständige jederzeit in der Lage ist, den Wert einer Ware annähernd zu bestimmen (z. B. als Produzent, als Unternehmer) oder zu schätzen (z. B. als Kaufmann).

Wäre die Nützlichkeit, der sogenannte „Gebrauchswert“, das den wirtschaftlichen Wert erzeugende, ausmachende, messende Element, dann käme man in die größten Verlegenheiten, ja zu absoluten Unmöglichkeiten. Wie wollte man z. B. bemessen, bestimmen, schätzen, wie groß die Nützlichkeit einer Ausgabe von Shakespeares Dramen im Vergleich zur Nützlichkeit eines Paares Schuhe, eines Laibes Brotes oder eines Glases Bieres wäre? Diese Dinge sind doch hinsichtlich ihrer Nützlichkeit nicht kommensurabel. Wie wollte man z. B. eine ökonomische Wertgleichung aufstellen zwischen einem guten gelehrten Buch und einem schädlichen, törichten Schundroman? Sind etwa zehn Exemplare dieses Schundbuches zusammen ebenso nützlich wie ein Exemplar des guten Buches? Oder muß man noch einige Dutzend Schundbücher dazu legen, um Wertgleichheit herzustellen? Würde dadurch nicht nur die Schädlichkeit gehäuft? Wie sollte man zwischen einem nützlichen Liter Milch und einem schädlichen Liter Schnaps, zwischen der Eintrittskarte zu einem Wagnerschen Musikdrama und jener zu einer nichtswürdigen Operette eine Wertgleichung aufstellen können, wenn man sie hinsichtlich ihrer Nützlichkeit kommensurieren wollte? Man kann praktisch, nämlich auf dem Mittagstisch, unter Umständen vielleicht ein Milchgericht einem Gericht von Bohnen oder Erbsen substituieren, weil die Nützlichkeit des einen jener des anderen praktisch nahestehend ist, aber für den Wert ist auch damit nichts gewonnen; denn es kann z. B. ein den selben Menschen völlig sättigendes gutes Mittagsmahl ökonomisch dreimal so viel wert sein als ein anderes ihm ebenso wohlschmeckendes und ihn ebenso sättigendes, also von gleicher Nützlichkeit. Diese Beispiele zeigen hinlänglich, daß nicht die Nützlichkeit den Tauschwert konstituiert.

Würde es Brot vom Himmel regnen im vollen Ausmaß des menschlichen Bedarfes und allen frei zugänglich, so würde das Brot dem heutigen durch Arbeit erzeugten an „Gebrauchswert“ nicht im geringsten nachstehen, sein Tauschwert aber wäre gleich Null, weil es ohne Arbeit und Kosten, also umsonst zu haben wäre. Und würde jemand solches Brot sammeln, auf einen Wagen verladen und auf den Markt führen, um dort diesen „Gebrauchswert“ feilzubieten, so würden die

Menschen den Narren, der sich unnütze Arbeit gemacht habe, verlachen und nichts bei ihm kaufen, weil dieses Brot keinerlei Tauschwert hätte — ausgenommen, wenn jemand zu faul wäre, um es selbst zu sammeln, und ihm eben für das Sammeln einen Arbeitslohn bezahlen wollte. So bezahlt man ja auch auf den Bahnhöfen auf der Durchfahrt den Wasserverkäufern etwas für das von ihnen ausgeschenkte Wasser, nämlich einen Lohn für ihre Arbeit und zwar mit vollem Recht, obwohl die Verkäufer das Wasser umsonst beziehen. Nehmen wir an, in einem außergewöhnlich günstigen Jahr würde die Getreideernte dreimal so reich als normal ausfallen, so wäre wohl der dreifache „Gebrauchswert“ vorhanden, der Tauschwert der Gesamternte aber bliebe ungefähr unverändert, wenn alle anderen Umstände, insbesondere auch der Arbeitsaufwand, ungefähr die gleichen wären; es würden somit in diesem Ueberflußjahr drei Zentner Getreide annähernd ebenso viel kosten als nach normalen Ernten ein Zentner. Da aber in solchem Ueberflußjahr wahrscheinlich Vorratsrücklagen für etwaige künftige Mißjahre gemacht würden, da ferner die größeren Erntemengen bei Ernte, Unterbringung, Drusch usw. einen gewissen Mehraufwand an Arbeit und Kosten bedingen würden, wird man den Zentner trotz gleichen „Gebrauchswertes“ etwa um den halben Preis des Zentners in normalen Erntejahren kaufen können. (Auf den Unterschied zwischen Wert und Preis braucht hier, wo es sich bloß um illustrative Beispiele handelt, noch nicht eingegangen zu werden.) Dies ist ja auch der Grund dafür, daß noch heute in besonders günstigen Erntejahren in Nordamerika ein Teil der Getreideernte, in Griechenland ein Teil der Korinthernte (Rosinen), in Brasilien ein Teil der Kaffeeernte verbrannt werden, um auf diese Weise Preisstürze künstlich hintan zu halten, die sonst natürlicher Weise eintreten müßten.

Ein weiterer Beweis dafür, daß der Tausch- oder Vermögenswert nichts mit Nützlichkeit oder „Gebrauchswert“ zu tun hat, ist die Tatsache, daß wir die sogenannten „Gebrauchswerte“, d. h. die nützlichen Dinge, nicht direkt, nicht als Nützlichkeiten, sondern *nur unter Vermittlung des Geldbegriffes* miteinander in genaue, der Verkehrswirtschaft genügende Wertbeziehung setzen können. Wir können alle ökonomischen Dinge ihrem Geldwert nach schätzen, und zwar nicht insofern, als wir etwa das Münzgeld als Metall, als Ware ins Auge fassen — denn da ergäbe sich sofort die Unmöglichkeit, die Nützlichkeit von Gold oder Nickel mit der Nützlichkeit von Brennholz, Schafwolle oder Brot in ein „Wertverhältnis“ zu setzen —, sondern gerade umgekehrt und *nur da-*

durch, daß wir beim Geld von seiner stofflichen Nützlichkeit absehen und es nur hinsichtlich seines Charakters als tauschwertvermittelnden Wertmessers ins Auge fassen. „Omnes aliae res ex se ipsis habent aliquam utilitatem, pecunia autem non, alle anderen Dinge haben aus sich selbst eine gewisse Nützlichkeit, das Geld (als solches) aber nicht,“ sagt Thomas von Aquin (Comment. in Sentent. Petri Lombardi, dist. 3, qu. 37, a. 1, 6 ad 4). So auch das *Corpus Juris Canonici* (c. 11, § 4, dist. 88): „Pecunia non ad aliquem usum disposita est nisi ad emendum, Geld (als solches) ist zu keinem anderen Gebrauch geeignet als zum Kaufen.“ Beide Aussprüche besagen also übereinstimmend, daß Geld, insofern es eben Geld sei, nicht Nützlichkeit oder sogenannten „Gebrauchswert“, sondern nur Tauschwert habe. Daher wird die Fähigkeit des Geldes nicht im geringsten dadurch beeinträchtigt, daß man einen annähernd nutzlosen Zettel Papiers durch entsprechenden Aufdruck zu hochwertigem Geld macht. Nur dann, wenn wir das Geld nicht als nützlichen Stoff, sondern als Repräsentanten abstrakten Wertes allein nehmen, können wir es als Geld, als Wertmesser brauchen und die nützlichen Dinge mittels des Geldes bewerten. Und dies wieder nur dadurch, daß wir auch von der Nützlichkeit dieser Dinge abstrahieren, um allein ihren Wert zu betrachten. So erst können wir den abstrakten Wert, den das Geld repräsentiert, mit dem abstrakten Wert, den die nützlichen Dinge repräsentieren, in Beziehung setzen, vergleichen, so können wir die Wirtschaftsdinge bewerten. „Mensura oportet esse homogenea mensurato, das Maß muß dem Gemessenen gleichartig sein,“ ist ein von Thomas anerkannter Grundsatz des Aristoteles (S. th. I, qu. 3, a. 5, ad 2; I. IIae, qu. 19, a. 4, ad 2). Man kann also nicht Wert durch Nützlichkeit messen, sondern nur durch Wert.

Wenn wir also behufs Bewertung der Wirtschaftsdinge von der Nützlichkeit gerade absehen müssen, dann kann diese Nützlichkeit offenbar nicht das Wesen des Wertes ausmachen. Nützlichkeit oder sogenannter „Gebrauchswert“ ist also nicht das konstitutive Element des Wertes und kann es nicht sein. Denn insofern sie Tauschwerte sind, haben die Waren, die Vermögen nicht Nützlichkeit, sondern bloß abstrakten Wert, wie ebenso das Geld sinnlich-stofflich ein nutzloser Papierzettel sein kann. Aber nicht erst durch das Geld werden die Wirtschaftsdinge kommensurabel, d. h. hinsichtlich ihres Wertes miteinander vergleichbar, gegeneinander meßbar; das Geld ist nur Mittel zur Erleichterung dieser Bemessung; die Dinge, die durch das Geld, durch den abstrakten Wert gemessen werden sollen, müssen schon

selbst an und für sich untereinander und mit dem Geld kommensurabel sein, wenn ihre Werte in Geld sollen ausgedrückt werden können. Diese Kommensurabilität setzt aber die Abstraktion von aller Nützlichkeit, von aller Stofflichkeit, von aller anderen Eigenschaftlichkeit der Dinge einschließlich des Geldes voraus mit einziger Ausnahme ihrer Wertträger-Eigenschaftlichkeit, dessen, daß sie alle abstrakten Wert enthalten. Wert kann zwar nur in einem nützlichen Dinge stecken; aber die Nützlichkeit ist nicht Wert, denn es gibt unentbehrliche, sehr nützliche Dinge, die keinerlei Wert haben, solange sie jedem ohne Arbeit frei zugänglich sind.

Die Nützlichkeit gewisser Dinge und das Bedürfnis der Menschen nach ihnen sind also nicht Ursache und Bestimmungsgrund des ökonomischen Wertes, sondern nur *Bedingungen*, an die die Entstehung von Wert gebunden ist, *Grenzen*, innerhalb deren Wert entstehen *kann*, ohne die und außerhalb deren ein wirtschaftlicher Wert unmöglich ist. Wer etwas erzeugt, was nutzlos oder wonach keinerlei Bedürfnis vorhanden ist, der hat sich umsonst bemüht, sein Erzeugnis ist wertlos. Ist das Erzeugnis aber nützlich und vom Bedürfnis erheischt, dann wird es auch Wert haben. Daraus zu folgern: also hätten die Nützlichkeit oder das Bedürfnis den Wert *erzeugt*, wäre offenkundig unsinnig. Denn eine Sache mag noch so nützlich, das Bedürfnis nach ihr mag noch so groß sein — wenn sie nicht normaler Weise durch Arbeit erzeugt oder gewonnen werden muß, entsteht kein Wert. Die Nützlichkeit und das Bedürfnis bewirken nicht Wert, sondern sie sind nur Bedingungen und Grenzen, innerhalb deren menschliche Tätigkeit Arbeit oder Scheinarbeit ist, und derart mittelbar Bedingungen und Grenzen für die Wertbildung. Grenzen auch insofern, als, wenn jemand über das Bedürfnis hinaus Gütermengen erzeugt, diese entwertet werden, weil seine „Arbeit“ verschwendet wurde.

Ebenso wenig wie Nützlichkeit und Bedürfnis vermag die *Seltenheit* Wert zu *erzeugen*. Seltenheit und Häufigkeit, beziehungsweise Ueberfluß sind gleichfalls nur *Bedingungen und Grenzen für Arbeitserfordernis* und erst dadurch mittelbar auch für die Wertbildung. Wenn ein Ding auch noch so selten ist — ist es nicht nützlich, wird es nicht begehrt, besteht nicht ein Bedürfnis dafür, so wird es niemals ökonomischen Wert erlangen. Umgekehrt: mag ein Ding noch so nützlich, noch so viel begehrt, unentbehrlich für jedermann sein — ist es im Ueberfluß vorhanden (Wasser, Luft, Licht am Tage), so wird es niemals wirtschaftlichen Tauschwert haben können. Wenn ein Chemiker sich an die

chemische Erzeugung von Wasser machte, so könnte er an einem Ort, wo freies Wasser hinlänglich vorhanden wäre, trotz alles Arbeits- und Geldaufwandes niemals etwas für sein Erzeugnis erhalten: es hätte keinen Wert. Wenn aber jemand Beleuchtungsmittel für die Nacht erzeugt, deren Leuchtkraft zwar mit dem ökonomisch wertlosen Sonnenlicht an Güte und Schönheit sich nicht messen kann, dem Lichtbedarf der Menschen in der Nacht aber als Surrogat des wertlosen Sonnenlichtes dienlich ist, so wird er dafür bezahlt werden: er hat Wert geschaffen. Man wird aber wohl nicht behaupten dürfen, die Lichtseltenheit, der Lichtmangel, die Nacht hätten diesen Wert erzeugt; sondern diese Seltenheit, dieses Abhandensein ist nur Bedingung und Grenze für das Erfordernis an Arbeit und also mittelbar auch für die Wertbildung. Als „Tagbeleuchtungsmittel“ wären die Erzeugnisse eines Gas- oder Elektrizitätswerkes wertlos; nur die Nacht bedingt den Wert des Gaslichtes, des elektrischen Lichtes. Aber die Seltenheit schafft nicht den Wert, dazu ist Arbeit, Kostenaufwand erforderlich; sondern die Seltenheit ist nur Bedingung und Grenze für das Erfordernis an Arbeit und so mittelbar für die Wertbildung aus einer *anderen* Ursache — genau so wie Nützlichkeit und Bedürfnis nur solche Bedingungen und Grenzen sind. Seltenheit ist ja im Grunde überhaupt *nur ein anderer Ausdruck dafür, daß die Beschaffung eines Dinges Schwierigkeiten, Mühe, Arbeit, Kosten verursacht*, weist also auf die wertschaffende Kraft der Arbeit geradezu hin.

So zeigt sich, daß Nützlichkeit, Bedürfnis, Seltenheit wohl *Voraussetzungen, Bedingungen und Grenzen für die Wertbildung durch Arbeit, Beweggrund der Produktion und des Tauschverkehrs* sind, daß sie aber *nicht Wirkursache und Maß des ökonomischen Wertes* sein können.

Dem scheint die Tatsache zu widersprechen, daß doch zwei sonst gleiche, aber mit verschiedenem Material ausgeführte Arbeiten auch verschieden an Wert seien. Trotz gleicher Arbeitsleistung sei doch das in besserem, dauerhafterem, edlerem, schönerem Material ausgeführte Werk wertvoller. Darauf ist zu entgegnen, daß entweder eben die Gewinnung, Beschaffung, Bearbeitung des besseren, edleren, schöneren Materials mehr Arbeit, höhere Kosten, letztlich wieder mehr Arbeit, bedingt habe als die Beschaffung des minderen Materials; denn wenn das bessere Material ebenso leicht oder schwer, mit gleichem Arbeits- und Kostenaufwand wie das mindere zu beschaffen wäre, würde selbstverständlich niemand das letztere, sondern jeder das bessere Material verwenden.

Hier könnte man beispielsweise auch der Preisunterschiedlichkeit der

Kohlenarten gedenken: der Braunkohle, der Steinkohle, des Anthrazits, die in der Verschiedenheit ihrer Nutzbarkeit und Güte schon von der Natur dargeboten und nicht weiter verarbeitet, sondern wie sie gefunden werden auf den Markt kommen. Auch insofern es sich nicht in gewissen Fällen um Monopolpreisbildung handelt, die mit der Wertfrage überhaupt nichts zu tun hat, läßt sich auch aus diesen Tatsachen kein Argument gegen die Wertproduktivität der Arbeit allein gewinnen. Zunächst ist daran zu erinnern, daß an und für sich schon nicht alle Arbeit gleich wertfruchtbar ist, daher Wertunterschiede zwischen den Produkten an sich noch gar nichts gegen die Arbeitswertlehre beweisen. Zweitens ist vor Augen zu halten, daß die wertniedrigste Braunkohle meist viel leichter zu finden und zu gewinnen ist (Tagbau) als die höher wertige Steinkohle (Tiefbau), diese wieder leichter als der hochwertige Anthrazit, bei dem die Seltenheit, d. h. der große Arbeitsaufwand, der zu seiner Auffindung im Durchschnitt notwendig ist, eine beträchtliche Rolle spielt. In den verschiedenen Kohlenwerten stecken überdies die verschiedenen sehr beträchtlichen Transportkosten. Endlich ist zu erwägen, daß die Braunkohle nur deshalb am wenigsten wert ist, weil ihre Gewinnung am wenigsten Arbeit kostet. Wäre sie, z. B. infolge tieferer Lage, schwerer zu gewinnen als Steinkohle oder Anthrazit, so würde man sie ihrer geringeren Nützlichkeit oder Qualität wegen ungefördert ruhen lassen, erst dann an ihren Abbau schreiten, wenn etwa die besseren Kohlenlager der Erschöpfung nahe oder erschöpft und daher der Abbau der Braunkohle lohnend wäre, d. h. ihr Verkauf, entsprechend dem höheren Arbeitsaufwand, ungefähr zum gleichen oder gar zu höherem Preis möglich geworden wäre, als er für die bessere Kohle erzielt würde oder wurde.

Wir sehen Nützlichkeit, Schönheit, Dauerhaftigkeit usw. in der Weise als Bedingungen und Grenzen für die die Wertbildung bewirkende Arbeit sich erweisen, daß die Verwendung von Arbeit auf ein minderes Material in ähnlicher Weise zu einem Wertverlust für den Arbeiter führen kann, wie bei der Erzeugung bester Ware über den Bedarf hinaus. Obwohl die überproduzierte Ware gut, solid, schön und daher „preiswert“ sein mag, wird sie ihren normalen wahren Wert auf dem Markt nicht realisieren können, sondern im Ausmaß des Ueberflusses entweder unverkäuflich liegen bleiben und völlig entwertet sein, oder unter teilweisem Wertverlust, unter den Selbstkosten feilgeboten werden müssen, weil an ihr Arbeit verschwendet wurde, wahre Arbeit aber auch ihr rechtes Maß haben muß (vgl. Thomas, S. th. II. IIae, qu. 118, a. 1;

s. S. 209). So auch Waren, die nicht oder minder vollkommen sind — womit aber durchaus nicht erwiesen ist, daß der in ihnen vorhandene Wert aus etwas anderem als aus Arbeit komme. Damit sind wir aber schon in die Erörterung der Preisbildung, insbesondere der Marktpreisbildung hineingeraten, die von der Wertbildung streng zu trennen ist.

WERT UND PREIS

Preis und Wert stehen nämlich allerdings insofern in einem innigen Zusammenhang, als der *Preis der Geldname, der Geldausdruck des Wertes* ist, oder richtiger: sein *soll*, beziehungsweise sein *kann*. Aber schon die Tatsache, daß es verschiedene Arten des Preises gibt (den gerechten Preis, den Marktpreis, den Affektionspreis usw.), zeigt, daß es sich bei Kauf und Verkauf um Wert-Austauschverhältnisse handelt, die *von mannigfachen Umständen mit beeinflußt* werden, die nicht vom ökonomischen Wert *allein* bedingt sind.

Man denke nur an den großen Unterschied, der zwischen dem Marktpreis und dem Affektions- oder Liebhaberpreis bestehen kann, ohne daß die Gerechtigkeit verletzt wäre. Man denke etwa an eine Porzellantasse, die, generell, als Marktware, als „Gebrauchswert“ betrachtet, jedem Käufer zu Hunderten gleich schöner, guter und nützlicher Stücke beim Händler zum Marktpreis zur Verfügung steht, die aber, speziell, als das im Besitz eines Privatmannes befindliche individuell bestimmte Stück, für diesen Besitzer ein teures Andenken an einen lieben Freund, wieder für einen anderen, einen Sammler, als Erzeugnis einer bestimmten längst verschwundenen berühmten Porzellanfabrik besonders lieb ist, so daß sie dem Besitzer um den generellen Marktpreis einer gleich guten, schönen und nützlichen Marktware nicht feil ist, der Sammler aber aus Liebhaberei viel höhere Werte für sie hinzugeben, viel mehr Arbeit für sie zu leisten gerne bereit ist als zum Erwerb jener Marktware gemeinhin erforderlich wäre. Die Tasse hat eben für Besitzer wie Sammler einen viel höheren, außerhalb der Produktions- und Konsumtionssphäre gelegenen Affektions-„Wert“, der vom normalen ökonomischen Warenwert beträchtlich verschieden ist und in einem anderen Preis als dem normalen Warenpreis zum Ausdruck gelangt.

Aber auch der Marktpreis der gewöhnlichen Konsumware wird durchaus nicht bloß durch ihren wirtschaftlichen Wert bedingt. Nach der Natur der Dinge und nach der Vernunft sollten wohl Wert und Marktpreis übereinstimmen. In einer etwa nach dem Beispiel der mittelalter-

lichen Wirtschaftsordnung mit ihrer berufsgenossenschaftlichen Verfassung und strengen Produktions- und Marktregelung durchgeführten Bedarfswirtschaftsordnung wäre diese Uebereinstimmung auch annähernd durchführbar. Nun herrschen aber in Zeitgeist, Gesellschaft, Rechts- und Wirtschaftsordnung durchaus nicht immer die Natur der Dinge, die Logik des rechten Seins, der Wille zu Natur, Vernunft, Recht, Gemeinwohl, sondern nur allzu oft der Wille zur Unvernunft, zur Unnatur, zum Unrecht, zur Selbstsucht; und dies ist auch in der bestehenden kapitalistischen Produktions- und Verkehrsweise mit ihrer individualistischen Anarchie, ihrem unvernünftigen, wilden, „freien“ Konkurrenzkampf der Fall. Auf ihrem Markt werden darum die Preise vom Wert fast immer abweichen müssen. Wie das Kapital Mißgeburt einer positiven Un-Rechtsordnung und nur als solche scheinfruchtbar, zinsbringend ist, so ist auch der tatsächliche Preis, der für die Waren auf dem Markt erzielt wird, ein Geschöpf der richtigen oder falschen Beziehungen der Menschen zu Natur, Vernunft, Ordnung, Recht, Liebe usw. Die ganze Wirtschaft ist nicht etwas „rein Wirtschaftliches“, sondern sie ist menschliche Wirtschaft, wird vom menschlichen Willen gestaltet; ordnungsgemäß, wenn der Wille auf die Ordnung gerichtet ist; ordnungswidrig, wenn er sich gegen die Ordnung kehrt.

Der Kern für die Marktpreisbildung wird wohl immer der Wert sein müssen. Aber auf die Marktpreisbildung werden viele Nebenumstände mit einwirken, so z. B. insbesondere in ausgedehntem Maß *Nachfrage* und *Angebot*. Schon *Thomas von Aquin* kennt die Einwirkung dieser beiden Umstände auf den Marktpreis sehr wohl und redet von der Verschiedenheit der Marktpreise in dieser und jener Gegend „propter diversitatem copiae et inopiae rerum, wegen der Verschiedenheit der Menge und des Mangels an Dingen“ (S. th. II. IIae, qu. 77, a. 2, ad 2). Aber er bildet sich nicht ein, wie es so viele moderne Wirtschaftswissenschaftler tun, daß Angebot und Nachfrage den Wert oder auch nur den Preis erzeugten. Er weiß, was *Marx* in die Worte faßt (Kapital, 3. Bd., 1. Teil, 2. Auflage, Hamburg 1904, S. 164): Sei die Zufuhr auf den Markt dem Bedarf angepaßt, „so wird die Ware zu ihrem Marktwert verkauft... Ist dagegen das (Zufuhr-)Quantum kleiner oder größer als die Nachfrage dafür, so finden *Abweichungen* des Marktpreises vom Marktwert statt.“ Wenn z. B. aus irgend welchen Gründen, nehmen wir an infolge Krieges, gewisse Waren, die unentbehrlich sind oder als unentbehrlich gelten, nur in unzulänglicher Menge auf den Markt gelangen, so werden die Käufer sich veranlaßt sehen, auf ihnen entbehrlicher erscheinende

Ankäufe zu verzichten, um nur die tatsächlich oder vermeintlich unentbehrlichen Waren, wenngleich um sehr hohe Preise, weit über dem Wert erstehen zu können. Umgekehrt ist es wahrscheinlich, daß gewisse höchst kostbare Waren, wie Gold und Diamanten, wahrscheinlich noch nie zu ihrem vollen Wert bezahlt wurden. In der Antike wie in der Moderne wenigstens waren die Arbeiter der Goldbergwerke, der Gold- und Diamantenfelder, die Brillantenschleifer bei schwerer Arbeit immer elend bezahlt. Gewinnwirtschaft und freie Konkurrenz führen erst recht häufig dahin, daß wahrhaft nützliche Waren im Uebermaß, beziehungsweise wenigstens in Mißverhältnis zur Kaufkraft der breiten Volksmassen erzeugt und auf den Markt gebracht werden, so daß sie, um nur überhaupt nicht grobenteils liegen bleiben zu müssen, sondern abgestoßen werden zu können, *unter* dem Wert verkauft werden müssen.

Noch häufiger wird dies bei jenen zahlreichen Luxus- und Pöfelwaren der Fall sein, die bloß um des Gewinnes wegen erzeugt und durch Reklame, augenfängerische Ausstattung und auffällig niedrige Preise Massen von Käufern aufgedrängt werden, die den unnützen Tand sonst unbeachtet liegen ließen. Es wird wohl manchmal vorkommen, daß solche Verkäufe *unter* dem ökonomischen (Schein-)Wert infolge falscher Spekulation Schadenverkäufe auch für das Produktionsunternehmen oder den Händler sind; viel häufiger, ja in der Regel werden aber Unternehmer und Händler *auch da noch mit Gewinn* verkaufen, den Verlust durch Lohndruck auf die produzierenden Arbeiter, durch Preisdruck auf die Rohstofflieferanten abwälzen, welche letztere sich wieder an der die Rohstoffe produzierenden Arbeit schadlos halten werden. Eine solche, auf dauernder Entlohnung der Arbeit *unter* ihrem wirtschaftlichen Wert aufgebaute Markt- und Gewinnwirtschaft ist die europäische Wirtschaft unserer Zeit zweifellos in sehr ausgedehntem Maße.

Es ist beachtenswert, daß *Thomas von Aquin*, ein Dominikanermönch des 13. Jahrhunderts, zwischen Wert und Preis sehr wohl unterscheidet und ganz genau weiß, daß der Preis an und für sich (*secundum se*) dem Wert entsprechen soll, unter Umständen (*per accidens*) aber vom Wert abweicht, ohne deshalb ungerecht zu sein (*S. th. II. IIae, qu. 77, a. 1 u. 2*). Die modernen Vulgärökonomen sind bis zu diesen klaren wirtschaftlichen Erkenntnissen des hl. Thomas noch nicht vorgedrungen, sondern verwechseln gelegentlich Wert und Preis und argumentieren aus den akzidentellen Umständen, die den Preis mit bestimmen, auf das Wesen des Wertes, insbesondere gegen die Arbeitswertlehre.

Jede solche Argumentation ist aber gänzlich verfehlt. Wie schon erwähnt, ist zwar der ökonomische Wert der Kern für die Marktpreisbildung, wird diese aber durch andere Umstände mit bedingt, die Preise herbeiführen, die dem Wert nicht entsprechen, manchmal selbst hohe Preise, wo kein oder nur ein niedriger Wert vorhanden ist, wie umgekehrt niedrigste Preise bei hohem Wert. Mag vielleicht ein praktischer Geschäftsmann über eine solche „abstrakte Werttheorie“ spotten, weil ihm Wert und Preis identisch erscheinen. Wenn er einen tatsächlichen, vielleicht sogar sehr großen Wertverlust erleidet, weil er eine gute Ware produzierte, die er nun infolge widriger Umstände nur tief unter ihrem wahren Wert oder auch gar nicht absetzen kann, dann klagt er über den Verlust an Wert, der trotz seines abstrakten Charakters doch eine so starke Realität ist, daß sein Verlust sogar den Ruin des Geschäftsmannes herbeiführen kann.

Redet man aber vom Preis überhaupt (nicht bloß vom Marktpreis), dann ergeben sich zwar unter Umständen noch viel größere Abweichungen vom Wert, aber als Argumente hinsichtlich des Wesens des ökonomischen Wertes lassen auch diese Abweichungen sich nicht verwenden. Ein in der Wüste verschmachtender Großkapitalist wird bereit sein, für eine Flasche Wasser sein ganzes Vermögen zu opfern, wenn er in die Lage versetzt wird, um diesen Preis sein Leben zu retten. Daraus folgern manche Vulgärökonomien, daß dieser Liter Wasser unter solchen Umständen einen diesem Preis gleichen Wert habe. In Wahrheit wäre der ökonomische Wert eines Liters Wasser in der Wüste so groß, als der gesellschaftlich notwendige Durchschnittsaufwand an Arbeit und Kosten für den Wassertransport an den Platz, wo der Verschmachtende sich befindet. Wenn dieser in seiner Not, weil der Wasserbesitzer mehr fordert, auch einen viel höheren Preis bezahlt, so hat dieser Handel mit der Frage nach dem Wesen des ökonomischen Wertes gar nichts zu tun.

Hohoff vergleicht die Geltung des Wertes als des Grundelementes der Preisbestimmung mit der Geltung der Schwerkraft in der Physik. Führen wir diesen Vergleich in Einzelheiten durch, so wird uns seine Trefflichkeit ganz klar. Die Schwerkraft wirkt an und für sich in der Tat auf alle Körper als ein allgemeinst geltendes, überall wirksames Naturgesetz, kommt aber trotzdem in der Natur kaum jemals ganz rein zur Geltung, sondern immer unter Mitwirkung von Umständen, die ihre Wirkung modifizieren. Das Ergebnis der Wirksamkeit der Schwerkraft (des Wertes) und der hinzutretenden Umstände (Angebot und Nachfrage, Notlage, Affektionsgründe usw.) ist ein anderes (tatsächlicher Preis),

als es bei ungestörter Wirksamkeit der Schwerkraft (des Wertes) allein wäre (Preis = Wert). Beim einfachen Fall im luftleeren Raum fallen eine Bleikugel und eine Flaumfeder mit der genau gleichen und gleichförmig beschleunigten Geschwindigkeit senkrecht dem Erdmittelpunkt zu. Im freien Luftraum wird der Unterschied im Ergebnis des einfachen Falles ein beträchtlicher sein. Die Bleikugel wird mit nahezu gleicher Geschwindigkeit auf dem Erdboden anlangen als im luftleeren Raum, weil ihrer spezifischen Schwere gegenüber der Luftwiderstand auf kürzeren Strecken praktisch kaum in Betracht kommt. Die Flaumfeder aber wird während der gleichen Fallzeit erst ein klein Weniges unterhalb der Ausgangsstelle in der Luft hin- und herschaukeln. Weht gleichzeitig ein Wind, so wird die Bleikugel auch von diesem nur um wenig von der senkrechten Falllinie abgelenkt werden, indessen die Flaumfeder von ihm über Bäume und Dächer entführt wird und vielleicht höher landet als ihr Ausflugsort gelegen war. Und trotzdem war in all diesen Fällen die *gleiche* naturgesetzliche Schwerkraft an und für sich in *gleicher* Weise wirksam. In dem Beispiel von dem in der Wüste Verschmachtenden wäre der Preis, den er für das Wasser bezahlt, vergleichbar etwa mit der Bahn einer senkrecht nach aufwärts abgeschossenen Gewehr- oder Kugel; wer aus dem vom Verdurstenden bezahlten Preis Schlüsse auf das Wesen des ökonomischen Wertes ziehen wollte, der wäre demjenigen ähnlich, der aus dem Aufwärtsflug der abgeschossenen Kugel oder aus der Tatsache, daß der Mond nicht auf die Erde fällt, gegen die Schwerkraft argumentieren wollte.

Noch eines ist wohl zu beachten: daß der ökonomische Wert, mit dem die Werttheorie sich zu beschäftigen hat, eine Kategorie der *Warenproduktionswirtschaft* ist. In der *Eigenwirtschaft* fragt man nicht nach Arbeits- und Kostenwert und Absatzmöglichkeit eines Erzeugnisses, sondern man erzeugt, was notwendig ist, weil man es braucht, ohne Rücksicht auf den Aufwand an Stoff und Arbeit und auf irgend welche Marktverhältnisse. Daher sind *Nützlichkeit und Bedarf allein maßgebend* für die Produktion. Für eine (Tausch-)Wertbildung fehlt der Ansatzpunkt. Umgekehrt ist bei der *Warenproduktion* in erster Linie der *Tauschwert maßgebend*. Der Warenproduzent darf nicht darnach fragen, ob er das Ding brauche, sondern muß darnach fragen, ob es *auf dem Markt begehrt* und bezahlt wird. Für ihn wäre es unsinnig und ruinös, ohne Rücksicht auf Markt und Tauschwert zu produzieren. Adam H. Müller bringt den *verkehrswirtschaftlichen* Charakter des Tauschwertes gut zum Ausdruck, indem er „vom individuellen (Gebrauchs-)

Wert und vom *geselligen* (Tausch-)Wert“ redet (Die Elemente der Staatskunst, Ausgabe von Baxa, Wien-Jena 1922, 1. Halbbd., S. 341 ff.). „Die naturale Produktion ist in der Naturalwirtschaft (richtig: Eigenwirtschaft) die vorherrschende; bei ihr bemißt sich der Produktionsertrag lediglich nach der Qualität und Quantität der Produkte, nicht nach ihrem Wert, weil die Produkte der Regel nach aus dem ursprünglichen Kreise der Erzeugung und des Verbrauches nicht heraustreten. Denn der Wert kann erst entstehen durch den Uebergang der Produkte in den *gemeinen Verkehr*, weil dadurch erst ein gemeinschaftlicher Maßstab für sie erlangt wird; die naturale (Eigen-)Produktion ist mithin ausschließlich von technischen Gesichtspunkten geleitet, sofern sie allein besteht; es treten aber die Gesichtspunkte der Wertproduktion hinzu, sobald die Naturalwirtschaft (richtig: Eigenwirtschaft) aufhört und durch die Geldwirtschaft (richtig: Verkehrswirtschaft) ersetzt wird. Die Wertproduktion ist der Regel nach nur im Systeme der Geldwirtschaft möglich. In der Naturalwirtschaft wird der Einzelne ruiniert, wenn er auf Absatz gegen Wertvergütung produzieren muß, weil es da keine gleichmäßige und konstante Wertbildung gibt.“ So im Wesentlichen richtig *Hermann Roesler* (Vorlesungen, S. 217).

Dies weist auf den Zusammenhang von Natural- und Eigenwirtschaft hin, denen Geld- und Tauschwirtschaft als wiederum zusammenhängende Wirtschaftsformen gegenüberstehen. Freilich ist diese Verbindung nicht eine ausschließliche und unbedingte. Es kann z. B. auch eine tausch- oder verkehrswirtschaftliche Naturalwirtschaft geben. Präziser ist daher die Fassung von *Karl Marx* (Kapital, 1. Bd., S. 39 f.): „Erst innerhalb ihres *Austausches* erhalten die Arbeitsprodukte eine von ihrer sinnlich verschiedenen *Gebrauchsgegenständlichkeit* getrennte, gesellschaftlich gleiche *Wertgegenständlichkeit*. Diese Spaltung des Arbeitsproduktes in *nützliches* Ding und *Wertding* betätigt sich nur praktisch, sobald der Austausch bereits hinreichende Ausdehnung und Wichtigkeit gewonnen hat, damit nützliche Dinge für den Austausch produziert werden, der Wertcharakter der Sachen also schon bei ihrer Produktion selbst in Betracht kommt.“

Zum Teil die Tatsache, daß der ökonomische (Tausch-)Wert in der Eigenwirtschaft überhaupt nicht und historisch auch in der Naturalwirtschaft, insofern sie ja meist weitaus überwiegend eigenwirtschaftlich war, nur in geringem Ausmaß klar zutage treten kann, brachte es mit sich, daß in der Antike und im Mittelalter sogar die größten und

schärfsten Denker nicht zu *voller* Klarheit über das Wesen des Wertes gelangen konnten (vgl. S. 260 f.).

In der *Antike* gab es zwar einen ausgedehnten und hochentwickelten, geldwirtschaftlichen und kommerzialistischen Kapitalismus, daneben aber viel weiter ausgedehnte Wirtschaftsgebiete eigen- und naturalwirtschaftlichen Charakters. Der kommerzialistische Kapitalismus war doch in der Hauptsache auf die verhältnismäßig wenigen Städte im ökonomischen Sinn, also Industrie- und Handelsstädte, beschränkt. So sehr er auch das Dorf und die Landwirtschaft an sich zu reißen und auszusaugen bemüht war, lebte dennoch der weitaus größere Teil der Bevölkerung im fast ganz eigenwirtschaftlichen Dorf; mochte dieses auch den Kapitalisten verschuldet oder Sklavenkolonie sein — die Dorfwirtschaft war in der Hauptsache Eigenwirtschaft.

Im *Mittelalter* waren Tauschwirtschaft, Geldwirtschaft und Kapitalismus sogar viel weiter zurückgedrängt als in der Antike. Die antiken Städte in Europa waren größtenteils zerstört, in den von den Eroberervölkern besiedelten Gebieten gab es nach dem Untergang des Römerreiches überhaupt nur Dörfer. Nur langsam wurden gewisse Dörfer zu Städten. Noch am Ende des Mittelalters ist der größte Teil der Bevölkerung Europas dörflich. Das mittelalterliche Dorf aber war im Wesentlichen eigenwirtschaftlich, anfangs ganz und gar, und wurde nur langsam in die Tauschwirtschaft einbezogen. Die Bauern erzeugten ihren Bedarf und verbrauchten ihre Erzeugnisse (ausgenommen die Abgaben an den Lehensherrschaft) selbst. Sie erbauten selbst ihre Häuser, zimmerten selbst ihre Tische und Truhen, Stühle und Arbeitsgeräte, stellten ihre Kleider und Schuhe wie ihren Schmuck selbst her. Sie gruben nach Eisenerzen, gewannen selbst in einfachen Schmelzöfen das Eisen daraus und schmiedeten selbst die Eisengeräte, Nägel, Hufeisen usw. Die Mühle wurde von der Dorfgemeinde errichtet. Als erste Anfänge einer Arbeitsteilung und eines selbständigen Handwerks im Dorf kamen die Schmiede und die Wagner auf, anfangs meist von der Gemeinde in Naturalien besoldet, mit der Verpflichtung, alle einschlägigen Arbeiten im Dorf zu verrichten. Nach auswärts verkauften die Bauern wohl nur dann, wenn sie ihre Abgaben in Geld zu leisten hatten, was seit dem 8. und dem 9. Jahrhundert allenthalben in Europa bemerkbar ist, wenngleich die Naturalleistungen überwiegend blieben.

In der *Antike* stand noch ein zweiter höchst gewichtiger Erschwerungsgrund einer klaren Erkenntnis des Wertbegriffes im Wege: die *allgemeine Verkennung des Wesens der menschlichen Arbeit* und die

damit zusammenhängende Einrichtung der *Sklaverei*. Arbeit galt als Sklavensache. Der Sklave aber galt als lebendige Arbeitsmaschine, als denkendes Arbeitsvieh. Die Frucht seiner Arbeit gehörte ebenso nicht ihm, sondern selbstverständlich seinem Herrn, wie diesem die Kälber seiner Kühe und die Arbeit seiner Pferde gehörten. Darum kennt auch, wie schon erwähnt, weder die griechische, noch die lateinische Sprache einen Ausdruck für den ökonomischen Wert; darum ist das lateinische *valor* eine im antiken, klassischen Latein unbekannte spätlateinische, mittelalterliche Bildung.

ARISTOTELES DER ERSTE WERTTHEORETIKER

Wir hörten schon von des *Aristoteles* Unterscheidung zwischen Nützlichkeit und Wert. Im 5. Buch seiner durch Thomas von Aquin kommentierten „*Nikomachischen Ethik*“ erörtert er das Wertproblem, findet aber nicht zu voller Klarheit in dessen Lösung.

Er geht aus von den Begriffen des Gerechten und des Ungerechten. Als gerecht im speziellen Wortsinn bezeichnet er alles, was in der staatsbürgerlichen Gemeinschaft Glückseligkeit hervorbringe und aufrechterhalte. Das Gerechte (*δίκαιον* dikaiōn) sei das Gleiche (*τὸ ἴσον* to ison, aequum). Das Ungerechte (*ἀδίκον* adikōn) sei das Ungleiche (*ἀνίσον* anison, iniquum) oder das Mehr-haben-wollen (*πλεονεξία* pleonexia), nämlich das Streben nach dem Ungebührlichen, nach *mehr* als dem Verdienst entspricht. Gleichheit im Sinn von Gerechtigkeit ist ihm also nicht die nivellierende unterschiedslose Gleichheit ohne Rücksicht auf Zukömmlichkeit und Unzukömmlichkeit, Verdienst und Unverdienst, Können und Unvermögen, Pflichterfüllung und Pflichtvernachlässigung, Leistung und Nichtleistung. Sondern es ist gegen die gerechte Gleichheit, wenn Gleiche nicht Gleiches und Ungleiche Gleiches haben. Das Gerechte ist also das Verhältnismäßige, das Ungerechte ist das der Verhältnismäßigkeit Widersetzliche. Die Gerechtigkeit in diesem Sinn sichert also nicht jedem das Gleiche, sondern jedem das ihm gebührende Seine, wobei in der Uebereinstimmung von Leistung und Gegenleistung die Gleichheit zu liegen hat, entsprechend dem Äquivalenzprinzip der christlichen Theologie und Philosophie.

Diese Gerechtigkeit oder Äquivalenz soll auch in den Wirtschaftsverhältnissen und im Wirtschaftsverkehr herrschen. Vor und nach jedem Wirtschaftsgeschäft soll jeder der beiden, die es mit einander

abschlossen, *das Gleiche* haben, *nicht* der eine Gewinn, der andere Verlust; das wäre gegen die Gerechtigkeit. Damit kommt Aristoteles zu der Frage des Wertausgleiches und zur Frage, was Wert sei.

Soll ein Baumeister von einem Schuhmacher dessen Werk (*ἔργον* ergon, opus) erhalten und ihm dafür selbst wieder sein Werk liefern, so müssen sie wissen, in welchem Verhältnis zu einander ihre Werke stehen; nur so können Leistung und Wiedervergeltung bestimmt werden. Alle Dinge, die unter einander ausgetauscht werden können und sollen, müssen also irgendwie mit einander *vergleichbar*, meßbar, kommensurabel sein. Das Geld ist als Vermittler und Maß dafür eingeführt. Es könnte aber nichts nützen, wenn nicht jene Dinge selbst in irgend einer Weise *gleich* wären. Es muß also *ein* Ding geben, durch das *alle* Dinge *gemessen* werden. Dies sei das *Bedürfnis* (*χρεία* chreia, indigentia), das alles zusammenhalte. Als Stellvertreter des Bedürfnisses sei das *Geld* durch Uebereinkunft eingeführt. Das Geld ist ein *gleicher* Maßstab für die *verschiedenen* Dinge und *gleich* so aus. Denn wie es keine Verkehrsgemeinschaft gäbe ohne Austausch, und keinen (wahren, d. h. die Äquivalenz wahren) Austausch, wenn nicht *Gleichheit* (*ἰσότης* isotes, aequitas) herstellbar wäre, so würde es auch nicht Gleichheit (des Gegebenen und Empfangenen) geben können, wenn es nicht einen gemeinsamen Maßstab gäbe (*οὐτ' ἰσότης μὴ οὔσης συμμετρίας* ut' isotes me uses symmetrias). „Der Wahrheit nach ist es freilich unmöglich, daß Dinge, die von einander so sehr verschieden sind, ein gleiches Maß haben (kommensurabel sein) könnten (*τῇ μὲν οὖν ἀληθείᾳ ἀδύνατον τα τοσοῦτον διαφέροντα σύμμετρα γενέσθαι* te men un aletheia adynaton ta tosuton diapheronta symmetra genesthai).“ Der folgende Satz: „*πρὸς δὲ τὴν χρεῖαν ἐνδέχεται ἱκανῶς* pros de ten chreian endechetai hikanos,“ ist nicht eindeutig, er kann in verschiedener Weise übersetzt werden und wurde es auch; er kann bedeuten: „in Beziehung auf das Bedürfnis“, oder: „entsprechend dem Bedürfnis“, oder: „für das (praktische) Bedürfnis aber ist es hinlänglich möglich, zulässig, angängig“. Er kann also bedeuten, daß das Bedürfnis ein hinlängliches Vergleichsmaß abgebe, kann aber auch besagen, daß man als Notbehelf für das praktische Bedürfnis ein gleiches Maß für die verschiedenen Dinge schon finden könne. Die letztere Deutung scheint die zutreffende zu sein, denn Aristoteles sagt anschließend, *es müsse also einen gemeinsamen Maßstab geben*, und dieser sei eben das *Geld*.

Das ist des großen Aristoteles entweder in einem Selbstwiderspruch, oder in Unklarheit stecken gebliebene Behandlung des Wertproblems.

So kraß hätte er Widerspruch oder Unklarheit kaum stehen lassen, wenn er die „Ethik“ selbst herausgegeben hätte. Sie ist aber wahrscheinlich nur eine Niederschrift seiner Vorträge und in diesem Punkt nicht wahrhaft abgeschlossenen Erörterungen, von seinen Schülern angefertigt.

Er bezeichnet zunächst das Bedürfnis, dann das Geld als den gemeinsamen Maßstab der Wirtschaftsdinge und sagt dann wieder, es sei unmöglich, ein gemeinsames Gleiches in ihnen zu entdecken, das doch unentbehrlich sei, wenn sie kommensurabel, d. h. qualitativ gleich und infolgedessen quantitativ miteinander vergleichbar, meßbar sein sollten. Im weiteren ist dann unklar, ob er meint, das Bedürfnis gebe doch einen hinlänglichen Maßstab ab, der seinen Ausdruck im Geld finde; oder ob er nur sagen will, daß das Geld bloß ein künstlicher Notbehelf für etwas an und für sich unmögliches aber unentbehrliches sei, nämlich als Maßstab für eine nicht entdeckbare Symmetrie, Kommensurabilität, Vergleichbarkeit der Dinge.

Man versuchte, Aristoteles für die Nutzwerttheorie zu reklamieren, weil er das Bedürfnis als das Gemeinsame in den Waren bezeichne. Aber das Bedürfnis ist doch etwas Negatives, das einen Mangel anzeigt, während die Nützlichkeit etwas Positives ist, das dem Bedürfnis, dem Mangel abhilft. Man kann also nicht Bedürfnis mit seinem Gegensatz, der Nützlichkeit oder dem sogenannten „Gebrauchswert“ identifizieren. Die Reklamation für die Nutzwerttheorie ist also schon dem Wortlaut nach unhaltbar.

Mir scheint aber, daß auch Thomas, Marx und Hohoff den Aristoteles nicht ganz richtig verstanden. Sicher ist, daß er nicht klar sah, weil er infolge der damaligen Zeitumstände nicht klar sehen konnte. Darum redet er von Bedürfnis, darum von Geld. Was aber keiner der drei genannten Aristoteles-Interpreten erkannt zu haben scheint, ist das Folgende, das ich für entscheidend halte. Aristoteles scheint mir sagen zu wollen: *In den so verschiedenartigen Dingen, in ihrer stofflich-sinnlichen Eigenart, in ihrer Nützlichkeit, in ihrem „Gebrauchswert“ sei die Gleichheit, die Kommensurabilität unmöglich gelegen, die notwendig sei, wenn ein gerechter Tauschverkehr solle stattfinden können; er finde diese Gleichheit und Kommensurabilität im Geld.* Er sagt Geld, weil ihm der wahre Wertbegriff noch unergründlich blieb, aus den schon angedeuteten Gründen wahrscheinlich bleiben mußte. Er sagt ja auch: Geld sei unfruchtbar, könne nicht Geld gebären, und meint damit: Wert sei unfruchtbar, gebäre nicht Wert. Mir scheint also, daß Aristoteles, weit hinaus über das, was Marx und Hohoff ihm nachrühmen,

nämlich, daß er die Notwendigkeit des Vorhandenseins eines *gemeinsamen Gleichen* in den Waren erkannte, im Grunde völlig richtig dachte: die Nützlichkeit, den sogenannten „Gebrauchswert“ der Dinge als Wertmaß ablehnen, hingegen den Wert als Maßstab der Tauschwert-Dinge bezeichnen wollte — durchaus im Sinne der Arbeitswerttheorie. Nur konnte er die richtigen Ausdrücke unmöglich finden, weil ihm die richtigen Begriffe unzugänglich waren.

Der französische katholische Volkswirt C. Le Lièvre schrieb darüber (Exposé des principes économiques de la société chrétienne, Paris 1858, S. 141, 144, 316, 390): „Das Geld ist die gewöhnliche (alltägliche, vulgaire) Einheit des Warenwertes... Es gibt eine andere Einheit, die als Wertmaß dient: es ist die Arbeit... *Die menschliche Arbeit ist die fundamentale Einheit allen Wertes*... Der Wert eines nützlichen Gegenstandes gründet sich auf der menschlichen Anstrengung, die zu seiner Herstellung erforderlich ist. Ein *heidnischer* Philosoph konnte zur Kenntnis dieser Wahrheit nicht gelangen, weil er im *Sklaven*, dem Produzenten, *nicht die Menschheit sah*.“

Karl Marx schrieb (Kapital, 1. Bd., S. 26 f.): „Aristoteles sagt uns also selbst, woran seine weitere Analyse scheitert, nämlich am Mangel des Wertbegriffs. Was ist das Gleiche, d. h. die gemeinschaftliche Substanz, die das Haus für den Polster im Wertausdruck des Polsters vorstellt? So etwas kann ‚in Wahrheit nicht existieren‘, sagt Aristoteles. Warum? Das Haus stellt dem Polster gegenüber ein Gleiches vor, soweit es das in beiden, dem Polster und dem Haus, wirklich Gleiche vorstellt. Und das ist — *menschliche Arbeit*. Daß aber in der Form der Warenwerte alle Arbeiten nicht gleiche menschliche Arbeit und daher als gleichgeltend ausgedrückt sind, konnte Aristoteles nicht aus der Wertform selbst herauslesen, weil die griechische Gesellschaft auf der *Sklavenarbeit* beruhte, daher die Ungleichheit der Menschen und ihrer Arbeitskräfte zur Naturbasis hatte. Das Geheimnis des Wertausdrucks, die Gleichheit und gleiche Giltigkeit aller Arbeiten, weil und insofern sie menschliche Arbeit überhaupt sind, kann nur entziffert werden, sobald der Begriff der menschlichen Gleichheit bereits die Festigkeit eines Volksurteils besitzt. Das ist aber erst möglich in einer Gesellschaft, worin die Warenform die allgemeine Form des Arbeitsprodukts, also auch das Verhältnis der Menschen zueinander als Warenbesitzer das herrschende gesellschaftliche Verhältnis ist. Das Genie des Aristoteles glänzte gerade darin, daß er im Wertausdruck der Waren ein *Gleichheitsverhältnis* entdeckte. Nur die historische Schranke der Gesellschaft, worin er lebte, verhin-

derte ihn herauszufinden, worin denn ‚in Wahrheit‘ dies Gleichheitsverhältnis besteht.“

Bei der irrigen geschichts-materialistischen Konstruktion, daß erst eine Wirtschaft und Gesellschaft mit allgemeiner Warenproduktion die Idee der Gleichheit der Menschen in Natur und Würde hervorbringen konnte, brauchen wir uns nicht lange aufzuhalten. Sie wird schon durch die unmittelbar folgende Darstellung der Werttheorie der Scholastik widerlegt, zu deren Zeit ebenso wenig wie zur Zeit des Aristoteles „die Warenform die allgemeine Form des Arbeitsprodukts“ und ebenso wenig „das Verhältnis der Menschen zu einander als Warenbesitzer das herrschende gesellschaftliche Verhältnis“ war, und zu deren Zeit trotzdem die Sklaverei, wiederum nicht durch das Obsiegen der Warenproduktion über Eigenwirtschaft und Sklaverei, sondern durch den Einfluß des Christentums überwunden und ebenso trotzdem auch im Wesentlichen der richtige Wertbegriff gewonnen war. „Allein das weite und reiche Gebiet der katholischen Philosophie und Theologie blieb ihm (Marx) sein Leben lang völlig eine terra incognita,“ schrieb der Bewunderer und eifrige Verteidiger seiner ökonomischen Theorien *Wilhelm Hohoff* (Kapitalkritik, S. 20). „Die ganze Wissenschaft des Mittelalters, die angestrengte Geistesarbeit von anderthalb Jahrtausenden existiert für ihn nicht... Die Schwäche teilt er ganz und gar mit seinem Meister (Hegel), daß er die Scholastik verachtete, ohne sie irgendwie zu kennen. Hätte er sie gekannt, er hätte sehr Vieles und sehr Wichtiges von ihr lernen können.“

DIE THOMISTISCHE ARBEITSWERTTHEORIE

In der Antike fand Aristoteles nicht ebenbürtige Schüler und Fortsetzer. Er geriet in der weiteren Kulturentwicklung des Abendlandes in Vergessenheit. Erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts wurden seine Schriften auf dem Weg über die Araber von Spanien her im Abendland wieder bekannt. In Thomas von Aquin feierte Aristoteles seine Auferstehung, seine Taufe und seine Fortbildung.

Man nannte die Werttheorie den Drachen, der den Eingang zur Wirtschaftswissenschaft hüte; den Wert einen schrecklichen Begriff, die Frage nach seinem Wesen die schwierigste der Wirtschaftsfragen (*Frédéric Passy*); die Kenntnis des Wertbegriffes bedeute den Besitz der Hälfte der Wirtschaftswissenschaft (*Friedrich Neumann*). Darf es uns wundernehmen, die gelehrten mönchischen Theologen und Philosophen

des 13. Jahrhunderts nicht in voller Klarheit über dieses wirtschaftswissenschaftliche Problem anzutreffen, das einen Hauptstreitgegenstand der gelehrtesten Nationalökonomien des 19. und des 20. Jahrhunderts ausmacht? Denn es „wirkte die Ungunst der Zeitumstände, welche es dem großen griechischen Philosophen unmöglich gemacht hatte, die Analyse des Wertes zu Ende zu bringen, während des ganzen Mittelalters noch fort. Der Begriff der menschlichen Gleichheit besaß keineswegs schon damals ‚die Festigkeit eines Volksurteils‘, mindestens durchaus noch nicht in dem Maße, wie das heute unzweifelhaft der Fall ist; und noch weniger war damals schon ‚die Warenform die allgemeine Form des Arbeitsproduktes‘. Es herrschte vielmehr noch immer die (Eigen- und die) Naturalwirtschaft vor, in welcher der Gebrauchswert im Vordergrund vor dem Tauschwert steht. Die Arbeitsteilung und der Handel waren viel weniger entwickelt als in der Gegenwart. Außerdem waren die Gelehrten des Mittelalters keine ökonomischen Theoretiker, sondern die damaligen Theologen, Moralisten, Kanonisten und Juristen hatten in der Wertfrage lediglich ein *praktisches* Interesse, nämlich für den praktischen Bedarf des Lebens brauchbare Regeln an die Hand zu geben, wonach sich der *gerechte Preis* mit genügender Sicherheit bestimmen ließe, und das haben sie in sehr verständiger, einsichtsvoller, treffender Weise und mit für das wirkliche Leben ihrer Zeit völlig hinreichender Genauigkeit getan. Sie stehen in der Lehre vom Wert und Preis hoch, unendlich hoch über den Vulgärökonomien der Neuzeit und selbst über den sogenannten klassischen Ökonomen.“ (*Hohoff*, Monatschrift für christliche Sozialreform, 1893, S. 435 f.) „Wenn sich in Betreff des Wertproblems bei Thomas einzelne ungenaue, schiefe und selbst irrige Sätze oder Wendungen finden, so ist das historisch begreiflich und verzeihlich. Wenn aber heute talentvolle Leute gerade an diese schwachen Stellen sich festklammern und darin wissenschaftliche Vorzüge und ewige Wahrheiten zu sehen wähnen, so ist das schwerer erklärlich und verzeihlich.“ (*Hohoff*, Die Neue Zeit, Wochenschrift der deutschen Sozialdemokratie, 13. Oktober 1922, S. 36 f.)

Und nun das Ueberraschende: „Tatsächlich hat das gesamte Mittelalter gleichwohl (nämlich trotz der Vorherrschaft von Eigen- und Naturalwirtschaft und trotz der geringen Bedeutung der Warenproduktion), der gesunden Vernunft und dem größten aller Kirchenlehrer folgend, sich bemüht, überall, wo es praktisch möglich war, nach dem Maßstab der *Arbeit* die Höhe des Wertes zu bestimmen,“ kann *Hohoff* feststellen (*Neue Zeit*, 13. Oktober 1922, S. 32). In seinem Kommentar zu

des Aristoteles „Politik“ erläutert *Thomas* die schon auf S. 379 wieder-gegebene Stelle (I, 9), an der Aristoteles zwischen dem Gebrauch der Sandalen als Sohlenbekleidung und als Tauschware unterscheidet, indem er (*Thomas*) die aristotelische Unterscheidung umprägt in die bereits geklärte Ausdrucksweise vom *proprius usus rei*, vom eigentümlichen Gebrauch des Dinges, nämlich der Sandalen als Fußbekleidung, und vom *usus non proprius, sed communis*, vom nicht eigentümlichen, sondern allgemeinen Gebrauch bei der *commutatio*, im Tauschverkehr; und hier, sagt er, *utitur eo secundum valorem suum*, wird die Sandale ihrem Wert gemäß gebraucht. Worin dieser *valor*, Wert besteht, das erfahren wir im Thomaskommentar zu des Aristoteles „Nikomachischer Ethik“, wo *Thomas* schreibt (I. 5, lect. 9): „Oportet ad hoc, quod sit justa commutatio, ut tanta calceamenta dentur pro una domo vel pro cibo unius hominis, quantum aedificator, vel agricola, excedit coriarium in labore et in expensis, quia si hoc non observatur, non erit commutatio vera, neque homines sibi invicem sua bona communicabunt. (Dazu, daß es ein gerechter Tausch sei, ist erforderlich, daß so viele Sandalen für ein Haus oder für die Kost eines Menschen gegeben werden, je nachdem der Erbauer [des Hauses] oder der Landwirt [der die Kost erzeugte] an Arbeit und Kosten den Lederarbeiter [der die Sandalen erzeugte] übertrifft, weil, wenn dies nicht beobachtet wird, es nicht ein wahrer Tausch sein wird und die Menschen nicht einander gegenseitig ihre Güter mitteilen werden.) Illud autem, quod dictum est, scilicet quod aliqua calceamenta dentur pro una domo, non poterit esse, nisi aequaliter sint *aequalia* calceamenta domui. (Das Gesagte, nämlich daß so und so viele Sandalen für ein Haus gegeben werden, wird nicht stattfinden können, wenn die Sandalen nicht in irgend einer Weise dem Hause *gleich* wären.)“

Diese Gleichheit besteht eben darin, was *Thomas* ganz richtig mit *labor et expensae*, Arbeit und Kosten bezeichnet, die in die Waren „hingesteckt“ wurden. Sie oder, da die Kosten, wie wir auf S. 411 noch sehen werden (vgl. S. 323 ff.), sich letztlich wieder in Arbeit auflösen, ganz abstrakt gesprochen: die Arbeit ist das gemeinsame Gleiche in den ökonomischen Wertdingen und der Maßstab ihres Wertes. Die Äquivalenz, das oberste Gerechtigkeitsprinzip der ausgleichenden (Tausch-)Gerechtigkeit, ist also nur dann gewahrt, wenn im Verkehr gleiche Arbeitswerte ausgetauscht werden. *Hohoff* bemerkt zu den letztvorstehenden *Thomas*stellen (Monatsschrift, 1893, S. 436, 438): „Betrachten wir aber die kommentierende Uebersetzung

des Aquinaten genauer, so fällt uns sofort auf, daß Thomas das Wort *ἔργον* Werk (des Aristoteles) nicht mit dem eigentlich diesem entsprechenden lateinischen Ausdruck *opus* wiedergibt, sondern mit den beiden bedeutungsvollen Worten *labor et expensae*, Arbeit und Auslagekosten. Durch diese scheinbar so geringfügige Modifikation hat der Inhalt der Stelle *ganz wesentlich gewonnen*. Der hl. Thomas ist unseres Wissens *der Erste*, der hier klar und bestimmt sagt, wenn wir sein Latein in die Sprache der modernen ökonomischen Wissenschaften übersetzen: *die Wertgrößen aller Produkte stehen in dem selben Verhältnisse wie Arbeit und Auslagekosten der Produzenten*. Da aber die Auslagekosten sich natürlich auch schließlich wieder in Arbeit auflösen, so folgt, daß *die Arbeit allein den Wert bestimmt*... Der Naturfaktor, die Materie und die Naturkräfte, sind zwar allerdings Faktoren der Produktion, aber nicht Faktoren des Wertes. Sie ‚kosten‘ der Gesellschaft nichts, sondern werden von der Natur umsonst dargeboten.“ Insofern ihre Gewinnung Arbeit kostet, erscheint diese als Wert in den herbeigeschafften Naturstoffen und zur Dienstleistung bereitgestellten Naturkräften.

Inwiefern kann aber Arbeit als „das Gleiche“ in allen Wertdingen, Waren stecken und infolge dessen den Wert des einzelnen Dinges bestimmen, Maß des Wertes sein? Ist denn nicht nur zu offenkundig, daß zwischen Arbeit und Arbeit ebenso große qualitative Verschiedenheiten bestehen wie zwischen den Nützlichkeiten? In der Tat wendet z. B. *Pesch* gegen die Arbeitswerttheorie ein (Lehrbuch der Nationalökonomie, 5. Bd., S. 66): „Sind nicht auch die Arbeiten völlig *verschieden*? ... Sind die Arbeiten weniger verschieden (als die sogenannten ‚Gebrauchswerte‘), die Arbeit eines Künstlers, eines Malers und eines Schuhputzers? Kann man sie auf Verbrauch von Nervensubstanz und Arbeitszeit als Gemeinsames zurückführen? Sind sie nicht gerade in dieser Hinsicht völlig inkommensurabel?“

Die qualitative Verschiedenheit der Arbeit gibt auch *Karl Marx* zu, der eine Lebensarbeit an wissenschaftliche Begründung und Entwicklung der Arbeitswerttheorie setzte (Kapital, 1. Bd., S. 40): „Die Gleichheit *toto caelo* (himmelweit) *verschiedener* Arbeiten kann nur in einer Abstraktion von ihrer wirklichen Ungleichheit bestehen, in der Reduktion auf den gemeinsamen Charakter, den sie als Verausgabung menschlicher Arbeitskraft, abstrakt menschlicher Arbeit, besitzen.“ Und Marx rekurriert zuletzt auf die Arbeitszeit und meint in der *gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit* das Maß gefunden zu haben, d. h. in der „Arbeits-

zeit, erheischt um irgend einen Gebrauchswert mit den vorhandenen gesellschaftlich-normalen Produktionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit darzustellen“ (S. 5). Der Tatsache der objektiven Wertunterschiede verschiedener Arbeiten, die sich nicht nach der Zeit ihrer Dauer als gleichwertig bemessen lassen, sucht Marx dadurch Rechnung zu tragen, daß er sagt (S. 11): „Kompliziertere Arbeit gilt nur als potenzierte oder vielmehr multiplizierte einfache Arbeit, so daß ein kleineres Quantum komplizierter Arbeit gleich einem größeren Quantum einfacher Arbeit.“

In *dieser Art*, ein gemeinsames Wertmaß für die verschiedenen Arbeiten zu finden, zeigt sich die materialistisch-mechanistische Beschränktheit dieses Oekonomen. Sie verführt ihn, in Verbindung mit seinem Moral- und Rechtspositivismus, dazu, die Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital im Wege der Mehrwertaneignung als gerecht und rechtmäßig anzuerkennen (s. S. 271 f., 430 f.). Ganz folgerichtig. Ist die Arbeitszeit Wertmaß, und kostet, wie Marx beispielsweise anführt (Kapital, 1. Bd., S. 156 f.), „die tägliche Erhaltung der Arbeitskraft nur einen halben Arbeitstag, obgleich die Arbeitskraft einen ganzen Tag wirken, arbeiten kann,“ dann tut der Kapitalist, der den Arbeiter in Taglohn nimmt, „durchaus kein Unrecht gegen den Verkäufer“ (den Arbeiter), wenn er ihm den „Tageswert“ seiner Arbeitskraft als Lohn voll ausbezahlt, sich selbst aber das doppelt so viel wert Produkt aneignet und somit 100 Prozent Gewinn macht, obwohl er dem Arbeiter den vollen Wert seiner Arbeitskraft vergütet hat. So macht die materialistisch-mechanistische Verballhornung der Arbeitswertlehre die menschliche Arbeit zu einer „Ware“, die so viel wert ist als ihre Erhaltungskosten, ebenso wie die Arbeitskraft des Arbeitsviehs, „z. B. eines Pferdes“, wie Marx sagt. So umgibt die marxistische Wertlehre das kapitalistische Ausbeutungssystem mit dem Heiligenschein der Gerechtigkeit.

Ganz anders die Wertlehre der *Oeconomia perennis*, die nicht einen mechanistisch-materialistisch-quantitativen, sondern den organisch-menschlich-qualitativen Maßstab der Auffassung der Arbeit als einer göttlichen Berufung des Menschen zu gottähnlichem Schaffen an die Arbeitsleistung anlegt (vgl. S. 347). Vom naturrechtlich-christlichen Eigentums- und Arbeitsbegriff belehrt, an Ordnung und Beruf, die aus der Ewigkeit kommen und nach ihr zielen, glaubend, organisch-ständisch denkend erkennt die universale, kirchliche Wirtschaftsauffassung das Arbeitswertmaß in den Kosten des standesgemäßen Unterhaltes im weitesten Wortsinn. Darin sind nicht bloß „die täg-

lichen Erhaltungskosten der Arbeitskraft“, also die von der *Oeconomia perennis* so genannten *expensae*, die bloßen sachlichen Kosten, sondern *darüber hinaus* noch der *eigentliche Lohn* für den *labor*, für die *persönliche Arbeit*, für die berufsgemäße Dienstleistung inbegriffen. Während die materialistische Arbeitsauffassung des „wissenschaftlichen Sozialismus“ dem Arbeiter bloß die *expensae* als Wertersatz zuspricht, den darüber hinaus von ihm erzeugten Mehrwert aber in Uebereinstimmung mit der liberal-kapitalistischen Nationalökonomik dem Kapital zuspricht, erkennt die *Oeconomia perennis* in diesem Mehrwert ein Geschöpf der gottgewollten Berufserfüllung der gottebenbildlichen Menschenpersönlichkeit, dieser Persönlichkeit rechtmäßig zugehörig als Gewähr menschen- und berufswürdiger Lebensführung in deren vollem religiösem und sittlichem, allgemein kulturellem, sozialem, familialem Umfang. Neben diesem Anspruch bleibt *kein Platz übrig für einen Profit des Kapitals* aus der Arbeit.

Wir hörten schon auf S. 284 f. von A. M. Weiß, daß der Arbeiter, der bloß die Kosten seiner Arbeitskraft ersetzt erhalte, „gar keinen Lohn, nicht einen Pfennig“ erhalte; darüber hinaus gebühre ihm aber noch die „Frucht seiner Arbeit“. Im „Vaterland“ vom 24. Oktober 1878 (Aufsätze, S. 219 f.) behandelt *Vogelsang* diesen Gegenstand mit Bezug auf eine Sammlung „milder Beiträge, um die Not der Familien derer zu lindern, welche als Reservisten (in den bosnischen Okkupations-Feldzug) unter die Fahnen berufen sind... Daß Gaben der Barmherzigkeit die Not einer Familie mildern müssen, deren Ernährer seine Kriegspflicht für die Gemeinschaft erfüllt, ist sicher nicht normal“, sondern „basiert auf der Auffassung, daß der Mensch um der Sache, der Arbeiter um des Produktes willen da sei. So ist es gekommen, daß, nachdem man den Menschen zu einem Appendix der Maschine, der Unternehmung gemacht hat, man auf ihn die Behandlungsweise einer Maschine anwendet. Man füttert sie mit Kohlen, wenn sie arbeiten soll, wenn sie stille steht, gebraucht und erhält sie keine Kohle. So auch der Arbeiter. Man zahlt ihm seinen notwendigen täglichen Unterhalt, die Kosten seiner täglichen Arbeitsabnützung, wann und so lange er arbeitet; feiert er, aus welchem Grunde immer, so erhält er nichts. So an Sonn- und Feiertagen, in Krankheitsfällen, bei Stillstand des Geschäftes, ebenso im Falle der Einberufung zum Kriegsdienste. Das ist ja ganz selbstverständlich, ganz in der Ordnung, sagt jeder Liberale, und wenn ausnahmsweise einer oder der andere dem nicht arbeitenden Arbeiter einen Sustentationsbeitrag gibt, so hält er das für ein Werk der Barmherzigkeit, für ein

Almosen. Und doch ist das nur eine Pflichterfüllung um der *Gerechtigkeit* willen. Der Mensch ist *nicht eine Maschine*; er ist ein sittliches, vernünftiges, soziales Wesen: Gott hat ihn nicht dazu geschaffen, daß er *nur* arbeite und zu neuer Arbeit sich von der Arbeit ausruhe. Er ist um eines höheren, ewigen Zieles willen auf der Erde; die Arbeit ist nur ein Mittel zu diesem Zwecke. Zur Erreichung dieses ewigen Zweckes hat der Mensch religiöse, geistige, soziale Bedürfnisse. Als Christ muß er den Sonn- und Feiertag heiligen; als geistiges Wesen bedarf er der Zeit, um geistige Nahrung zu sich zu nehmen. Als soziales Wesen hat er Familienpflichten zu erfüllen; hat nicht nur sich selbst, sondern auch Frau und Kinder zu ernähren, letztere zu erziehen und zur Selbständigkeit heranzubilden. Er ist auch ‚Staatsbürger‘ — wie man dies jetzt nennt. Als solcher hat er mannigfache Rechte und Pflichten auszuüben; unter anderem das vielgerühmte Recht des Wählens. Aber auch die Pflicht des Kriegsdienstes. Nicht, wie bei der Dampfmaschine, die Kosten des momentanen Nutzeffektes, sondern die Kosten der Bedürfnisse des christlichen, geistigen, sozialen und politischen Menschen müssen durch die Arbeit gedeckt werden. *Das allein ist die Entlohnung, welche die natürliche Gerechtigkeit fordert.*“

Ebenso antimarxistisch ist *Vogelsangs* Unterscheidung zwischen Arbeitstier und Sklaven einerseits, Lohnarbeiter andererseits (Oesterr. Monatsschrift, 1883, S. 462 f.): „Das *Arbeitstier* empfängt nur einen Teil der Leistung für seine Arbeit: den Ersatz für die verbrauchten Kräfte. Man gibt dem Arbeitspferde ein gesundes auskömmliches Futter, damit es in voller Kraft bleibe... *Es bekommt keinen Lohn*. Aehnlich war es mit den *Sklaven*... Unsere *Hausdienstboten* bekommen volle Verpflegung; wo gute alte Sitten noch herrschen, auch Kleidung; sie werden in Krankheitsfällen gepflegt und kuriert. Sie haben das Recht, die erforderliche Zeit zur Ausübung ihrer religiösen Pflichten zu verlangen. Ist das alles, was die Herrschaft ihnen zu gewähren hat? Jeder Dienstbote würde erstaunt sein, wenn es jemandem einfallen sollte, ihn damit abgefunden zu erklären: er fordert einen *Lohn* für seine Arbeit; denn das andere ist nur die Gewährung seiner Existenzbedingungen, wodurch er die Möglichkeit erhält, überhaupt arbeiten zu können. Wo auf dem *Lande* noch normale sittliche Verhältnisse zwischen Arbeitgeber und Arbeiter existieren, da verhält es sich ähnlich. Der Arbeiter erhält in Naturalien alles, was er und seine Familie zum standesgemäßen Lebensunterhalte gebrauchen: Haus, Garten, Feld oder Deputat usw. Es wird aber niemandem einfallen, seine Verpflichtungen gegen ihn damit für

ausgeglichen zu halten. Der Arbeiter verlangt seinen *gerechten Lohn*. Die Vorenthaltung, die Schmälerung dieses gerechten Lohnes ist unter den himmelschreienden Sünden aufgezählt. Vergleichen wir hiemit das Verhältnis unserer *Industriearbeiter*, so finden wir einen prinzipiellen Unterschied. Nach der liberalen Wissenschaft der Volkswirtschaft regelt sich der ‚Lohn‘ einfach nach Angebot und Nachfrage. Was man aber hier Lohn zu nennen beliebt, ist keineswegs dieser allein, sondern es ist *auch die Lebensnotdurft mit eingeschlossen*. Ist das Angebot groß, so sinkt das, was an Lohn und Lebensnotdurft gewährt wird, so weit hinunter, daß *als Lohn gar nichts* und zur Befriedigung der Lebensnotdurft nur ein unzureichender Teil übrig bleibt.“

Aus der organisch-menschlich-qualitativ-christlichen Auffassung der Arbeit heraus spricht also *Vogelsang* den Lohnarbeitern als den „gerechten Lohn für ihre Arbeit *den ganzen auf sie entfallenden Teil der durch Arbeit geschehenen Wertvermehrung*“ zu (Monatsschrift, 1882, S. 442). Desgleichen sagt *Albert M. Weiß* (Apologie, 4. Bd., S. 373), „daß das Eigentumsrecht an dem *ganzen* Ertrag der Arbeit dem gehört, der die Arbeit tut, ... daß der (Wert-)Teil, den die Arbeit produziert, ihr *vollständig* gebührt“. *Marx* dagegen spricht dem Lohnarbeiter bloß den Ersatz der „täglichen Erhaltungskosten der Arbeitskraft“ zu, dem Kapitalisten hingegen das, als rechtmäßig ihm gebührenden Mehrwert, was *Vogelsang* mit *Weiß* erst als den eigentlichen Lohn im engeren Sinn ansieht. So erweist sich die mechanistisch-materialistisch-quantitative Auffassung des Arbeitswertmaßes als in der Arbeitszeit gelegen im Lichte der *Oeconomia perennis* als für den Arbeiter sehr nachteilig und ungerecht, als sozial und sittlich unbrauchbar. Auch als überflüssig, da das Wertmaß des standesgemäßen Unterhalts im naturrechtlich-christlichen Vollsinn zwar von Beruf zu Beruf und von Rang zu Rang verschieden ist, diese Verschiedenheiten aber, auf Wert reduziert, nur quantitativ verschieden sind und sich ziffermäßig in Gleichungsverhältnisse bringen lassen.

Auch noch innerhalb des Rahmens dieser Arbeitswertbemessung ist, selbst bei strengster Rechtlichkeit, Raum für organische Differenzierung der Leistung und daher auch des Lohnes, wie aus *Endemanns* folgender zusammenfassender Darstellung der mittelalterlichen Preisbestimmungen (man beachte: Preis, nicht Wert!) auf Grund der scholastisch-kanonistischen Lehre hervorgeht (Die nationalökonomischen Grundsätze, S. 104, 165 f.): „Die Momente, nach denen sich die Preisbestimmung richten soll, sind im Wesentlichen die selben, nach welchen auch die

Obrigkeit bei ihren Taxordnungen zuwerke gehen soll... Im Ganzen sollte derjenige Verkaufswert zugrunde gelegt werden, den ein *emtor sciens, intelligens, non egens, ex communi hominum aestimatione* (ein sachverständiger, nicht Not leidender Käufer nach allgemein menschlicher Schätzung) geben würde. Die Notlage, sei sie nun eine allgemeine, oder eine individuelle, zu Preissteigerungen oder -Minderungen zu brauchen, war durchaus rechtswidrig. Alles, was das rechte Preismaß absichtlich störte, muß als Sünde und Verbrechen gelten. Bei Ausmessung des Preises muß neben den Kosten des Stoffes ganz besonders die *Arbeit* veranschlagt werden. Es kann indessen *nicht* etwa der Preis der *individuell* vom Verkäufer aufgewendeten Arbeit berechnet werden. Die persönlichen Verhältnisse der Kontrahenten sollten ja bei dem Streben nach möglichster *Objektivität* des Preises außer Acht bleiben. Mithin wird in der Sache das fertige Werk bezahlt, ohne daß es darauf ankommt, welche Arbeit und Kosten *speziell* der Verfertiger darauf verwendet hat. *Gleichviel*, ob er mit *weniger* oder *mehr* Arbeit als ein *anderer* die Sache liefern konnte. *Perito parum laboranti debetur eadem merces, quam multum laboranti imperito* (dem kundigen, erfahrenen Arbeiter, der nicht sonderlich viel Arbeit auf ein Werk aufwenden mußte, gebührt der gleiche Lohn wie einem unkundigen, unerfahrenen, dem das gleiche Werk einen großen Arbeitsaufwand verursachte)... Daran schloß sich noch der allgemeinere Satz, daß die *accidentia, quibus minuuntur labores et impensae, non minuunt mercedem* (daß die Nebenumstände [z. B. Verwendung besserer Werkzeuge und Arbeitsmethoden, Ackerlandes größerer Fruchtbarkeit], durch die Arbeit und Kosten verringert werden, den Lohn nicht kürzen dürfen). Gesetz und Preistaxe berücksichtigen keine *accidentia* bei ihrem Streben nach Gewißheit und Stabilität der Preise.“

Man verstand also auch in jener durchgreifend geregelten Wirtschaft *der persönlichen Tüchtigkeit den Ansporn eines reichlicheren Verdientes* zugute kommen zu lassen, ohne daß dadurch die minder Tüchtigen um das gebracht worden wären, was ihnen rechtmäßig gebührte. So erfordert es die aus dem Wesen wahrer Arbeit sich ergebende wahre Wertbildung, wie wir beide S. 375 ff. schon erkannt haben.

Heinrich Pesch will nicht gelten lassen, daß Thomas die Arbeitswerttheorie aufgestellt habe, weil Pesch zur Begründung des Kapitalzinses eine Nutzwerttheorie braucht. Wir haben schon von Hohoff gehört, daß und warum Thomas nicht klar bis zum letzten in der Wertfrage ist. Aber unbegreiflich ist, wie *Pesch* den Satz aufstellen konnte (Lehrbuch

der Nationalökonomie, 5. Bd., S. 87): „Thomas unterscheidet nicht zwischen *valor* und *pretium*. Beide Ausdrücke werden... promiscue gebraucht.“ In der nächstfolgenden Zeile schon beginnt er mit dem uns von S. 213 her schon bekannten *Thomaszitat* (S. th. II. IIae, qu. 77, a. 1): „Si vel *pretium* excedat quantitatem *valoris* rei, vel e converso res excedat *pretium*, tolletur *justitiae aequalitas*. (Wenn entweder der *Preis* die *Wertgröße* übersteigt oder umgekehrt die Sache mehr wert ist als der Preis, so ist die gerechte Gleichwertigkeit aufgehoben.) Et ideo *carius* vendere vel *vilius* emere, quam *valeat*, est secundum se injustum et illicitum. (Und ebenso ist *teurer* verkaufen oder *wohlfeiler* einkaufen, als das Ding *wert* ist, in sich ungerecht und unerlaubt.)“ Das Zitat beweist schlagend das Gegenteil dessen, was Pesch in der unmittelbar vorangegangenen Zeile behauptete. Thomas hielt die Begriffe *valor* (Wert) und *pretium* (Preis) an und für sich klar und scharf auseinander im Gegensatz zu Pesch, der als Nutzwerttheoretiker der Konfusion unterliegt, die er nur irrtümlich dem hl. Thomas unterschiebt, wie er z. B. (S. 88) in die Erörterungen des Thomas über die *Marktpreisbildung* (S. th. II. IIae, qu. 77, a. 1 bis 4) den *Tauschwert* verwechselnd hineinzieht: „Die Bestimmung des Tauschwerts hängt ab von der Schätzung. Auf dem Markte entscheidet nicht die individuelle Schätzung, sondern die allgemeine Schätzung, die den Tauschwert nach dem Bedürfnis der Gemeinschaft bemißt. Der Preis kann sich ändern ‚secundum diversitatem loci et temporis (nach der Verschiedenheit von Ort und Zeit)‘, wie die allgemeine Schätzung den Tauschwert nicht zu allen Zeiten und an allen Orten gleich bemißt.“ Solche Konfusion kommt eben aus der kapitalistischen subjektiven Nutzwerttheorie, die vom subjektiven Nutzen ausgehend immer im Preis, der für die Erlangung des Nutzens bezahlt wird, den Wert sehen will. Den hl. Thomas hat seine objektive Arbeitswerttheorie davor bewahrt.

Verfehlt ist auch Peschens Versuch die scholastische Formel *labor et expensae* im Sinne seiner „Theorie der (sachlichen) ökonomischen Leistung“ umzudeuten (S. 88): „Die *Kosten* werden von der ökonomischen *Dienstleistung* unterschieden, die *persönliche* Leistung von der *sachlichen*, der Aufwendung sachlicher Mittel.“ Sicherlich. Aber doch nicht in dem Sinn, als ob damit gesagt sein sollte, daß man für die „sachliche“ Leistung *mehr* verlangen dürfte als sie *wert* war! Und wert war sie nie mehr als die darin steckende Arbeit! Denn der Naturstoff ist kostenlose Gabe Gottes und der Natur, für die man bei der ursprünglichen Inbesitznahme auch gar nichts zu bezahlen, aufzuwenden hatte

als Arbeit. Aus dieser Unentgeltlichkeit der Darbietung der Naturgaben leitet ja eben die Scholastik das Verbot ab, für den Naturstoff, der von Gott geschenkt ist, Bezahlung zu fordern. (Vgl. S. 216 f., 227 ff., 323 ff.) Nur für die auf Inbesitznahme, Gewinnung, Verbesserung, Bearbeitung, Verarbeitung des Naturstoffes aufgewendete Arbeit durfte man sich äquivalent bezahlen lassen. *So lösen sich schließlich alle Kosten in Arbeit auf.* Die Tatsache, daß in einer kapitalistischen Wirtschaft für Naturdinge Preise bezahlt werden müssen, in denen die durch sie erlangbaren Renten kapitalisiert erscheinen, beweist selbstverständlich gar nichts dagegen.

Schon vor Pesch war sein Ordensgenosse *Viktor Cathrein*, ein scharfer Kopf, aber leider auch ein Opfer der Vulgärökonomik, in der gleichen Richtung bemüht. Ich zitiere seine „Moralphilosophie“ (2. Bd., S. 160 f.) und seinen „Sozialismus“ (S. 142 f.). Er führt Thomasstellen über den Kaufpreis an, aus denen er ableiten will, daß Thomas den Wert aus der Nützlichkeit herleite, und bemerkt dazu: „Wollte man einwenden, der hl. Thomas rede nicht vom Wert, sondern vom Preis, so ist darauf zu erwidern, daß Wert und Preis notwendig zusammenhängen.“ Ei freilich hängen sie zusammen; aber die Preisbildung erfolgt eben kaum jemals rein nach dem Wert, sondern wohl immer unter dem Miteinfluß anderer Bedingungen und Umstände.

Thomas habe „erklärt“: „wenn einer ein krankes Pferd für ein gesundes verkaufe, so verletze er die Gerechtigkeit und sei zum Schadenersatz verpflichtet“. Folgt denn daraus etwa, daß der normale Wert anders als durch Arbeit und Kosten erzeugt werde? Folgt etwa aus der Wertminderung eines Pferdes durch Krankheit und aus dem Untergang seines Wertes durch seinen Tod, daß nicht labor et expensae den normalen Wert eines Pferdes ausmachen, Wertquelle und Wertmaß seien? Daß Einbuße oder Verlust an der Nützlichkeit den Wert eines Dinges mindern, ist selbstverständlich, insofern eben Nützlichkeit eine der Bedingungen und Grenzen der Wertbildung durch Arbeit und des Wertbestandes ist. Verminderung der normalen Nützlichkeit eines Arbeitsproduktes durch einen abnormen, krankhaften Mangel verengert auch die Grenzen des Wertes; die Wirkung ist die gleiche, als ob ursprünglich nur weniger Wert produziert worden wäre; der den Restwert übersteigende frühere Wertteil ist von der Krankheit aufgezehrt worden, die darauf verwendete Arbeit ist verloren. Der völlige Untergang der Nützlichkeit zieht auch den Untergang des ganzen Wertes nach sich. Daraus folgt doch, wie wir schon früher (S. 381 ff.) sahen, nicht, daß etwa

die Nützlichkeit den Wert erzeuge und sein Maß sei; sonst müßten ja Sonnenlicht und Wasser zu den höchstwertigen Dingen gehören.

Thomas, führt Cathrein an, sage (S. th. II. IIae, qu. 77, a. 2, ad 3): „Wie Augustinus sagt (De Civitate Dei, l. 11, 16), „wird der Preis (pretium) der käuflichen Dinge nicht nach der Bedeutung ihrer Natur (non secundum gradum naturae) in Augenschein genommen, da manchmal ein Pferd um mehr verkauft wird als ein Sklave, sondern mit Rücksicht auf das, warum die Dinge in den Gebrauch des Menschen kommen (secundum quod res in usum hominis veniunt)“. Also brauchen Verkäufer oder Käufer die verborgenen Eigenschaften der verkauften Sache nicht zu kennen, sondern nur jene, durch die sie für den menschlichen Gebrauch geeignet gemacht wird, z. B. daß das Pferd stark sei und gut laufe, und ähnlich im sonstigen.“ Dies sagt Thomas zur Widerlegung der Behauptung, daß die Verheimlichung eines Fehlers einen Verkauf nicht unerlaubt mache, weil den meisten Käufern eine genaue, eingehende Kenntnis der Eigenschaften, die eine Sache haben sollte, mangle. Thomas will dem gegenüber sagen: Verheimlichung eines Fehlers, der den Gebrauch der Sache, den der Käufer erstrebt, nicht beeinträchtigt, so daß also der Käufer in seinen Voraussetzungen nicht betrogen wird und das bekommt, was er haben will, macht den Verkauf nicht unerlaubt. (Würde ein dem Verkäufer bewußter Mangel verheimlicht, der diesen vom Käufer erwarteten und erstrebten Gebrauch unmöglich macht, so läge Betrug vor.)

Daraus will nun Cathrein folgern, „daß der hl. Thomas weit davon entfernt ist, den Tauschwert nur als aufgewendete Arbeit anzusehen“; denn an der zitierten Stelle „behauptet er, der Preis der Waren bestimme sich nicht nach dem Grade (Vollkommenheit) der Natur, da zuweilen ein Pferd teurer verkauft werde als ein Sklave, sondern nach der Brauchbarkeit für den Menschen“. Abgesehen davon, daß Cathrein hier wieder Wert und Preis verwechselt, bestätigt die Thomasstelle gerade, daß die Natur, die Wesenheit einer Sache für die Preisbildung (und, können wir beifügen, für die Wertbildung) an und für sich gleichgiltig ist, daß es nur darauf ankommt, daß etwas Nützliches, dem Bedarf der Menschen Entsprechendes, Brauchbares erzeugt werde (das Arbeit kostet). Genau das sage auch ich mit Hohoff: die Nützlichkeit ist Bedingung und Grenze für die Wertbildung durch Arbeit, und damit auch indirekt für die Preisbildung. Aber damit sagt Thomas doch keineswegs, daß die Brauchbarkeit den Tauschwert schaffe und sein Maß sei. Die Stelle

widerspricht nicht im mindesten seiner Lehre von der Wertbildung durch Arbeit (und Kosten).

Cathrein erhebt ferner zahlreiche Einwände gegen die Richtigkeit der Arbeitswerttheorie, die jenen ähnlich sind, die ich schon an mehreren Orten abgetan habe. So z. B. schreibt er: „Eine Wiese an der Maas oder am Rhein hat einen weit größeren Tauschwert als eine gleich große Wiese auf dem Harz oder in der Eifel, und zwar ganz unabhängig von jeder Arbeit.“ Da gleich große Grundstücke in verschiedenen Lagen und von verschiedener Fruchtbarkeit (in der übrigens oft viel Arbeit steckt) in einem freiwirtschaftlich-kapitalistischen Wirtschaftssystem verschiedene Grundrenten einbringen, wird ihr Preis dementsprechend verschieden sein. Durch ihn wird kapitalisierte Grundrente gekauft. Kapitalistische Preisbildung hat aber mit der Frage, ob die Nützlichkeit oder die Arbeit den Wert hervorbringe oder sein Maß sei, gar nichts zu tun. Inwiefern Arbeit, auch in einer gesunden, nicht kapitalistischen Wirtschaft, den Bodenwert bedingt, erhellt schon aus der Erwägung des zumeist sehr großen Arbeitsaufwandes, der erforderlich ist, um wildes Land zu fruchtbarem Siedlungsboden zu machen und als solchen zu erhalten (Waldrodung, Entfernung des Gesteins, Entwässerung, Bewässerung, Düngung, Unkrautrodung usw.; vgl. S. 151, 327). Der Preisvorzug des Landes von größerer natürlicher Fruchtbarkeit vor Boden von geringerer Naturfruchtbarkeit steht übrigens auch mit der von Endemann (s. S. 408 f.) festgestellten scholastisch-kanonistischen Regel in Einklang, der zufolge nicht die individuell-subjektiv im Einzelfall tatsächlich aufgewendete Arbeit, sondern ein gesellschaftlich-objektiver Maßstab entscheidend ist, der, auf unsern Fall angewendet, die Frage nach der Preisspannung zwischen Böden verschiedener Naturfruchtbarkeit auflöst in die Frage: Wie viel an Arbeits- und Kostenaufwand wäre erforderlich, um den Boden minderer Güte dem hochfruchtbaren gleichfruchtbar zu machen? Die Arbeit an dem minder fruchtbaren Boden ist eben weniger fruchtbar als jene an dem von der Natur bevorzugten Land.

Es verhält sich damit ähnlich wie in dem weiteren von *Cathrein* geltend gemachten Einwand: „Wenn ein Landwirt zwei Pferde mit den selben Kosten aufgezogen hat, so können sie trotzdem bei verschiedener Körperbeschaffenheit ganz verschiedenen Wert haben.“ Aber *Cathrein* hätte doch bedenken sollen, daß der Landwirt auch für das beste und schönste Pferd trotz aller aufgewendeten Arbeit und Kosten gar nichts bekommen wird, wenn es ihm von einer Seuche dahingerafft wird. Folgt daraus, daß das gute und schöne Pferd unbrauchbar und unnütz, also

wertlos gewesen sei, hingegen das minder gut geratene Pferd viel wertvoller? Denn während er fürs bessere gar nichts erhält, kann er das mindere noch immer preiswert verkaufen. Der Einwand beweist gar nichts gegen die Arbeitswerttheorie, weil diese durchaus nicht behauptet, daß eine ganz oder teilweise vergeblich aufgewendete Arbeit realisierbaren Wert schaffe, sondern nur das: daß nicht die Nützlichkeit Wert erzeuge, sondern die Arbeit. Daß nicht jede aufgewendete Arbeit gut gerät und zu ihrem vollen Lohn gedeiht, bestreitet sie durchaus nicht. Sie behauptet nur, daß der Wert beider Pferde des Beispiels zur Gänze aus Arbeit stamme, nicht aber etwa ganz oder teilweise aus der Nützlichkeit, was, wie erwiesen, unmöglich wäre.

Nur aus seiner Begriffsverwirrung erklärt sich, daß Cathrein offene Türen einrennt mit dem Satz: „Es ist überhaupt eine unter katholischen Theologen *ganz allgemeine Lehre*, daß der Preis, beziehungsweise der Tauschwert einer Sache *nicht nur* von der Arbeit, sondern von *vielen Umständen* abhängt, so von der Nützlichkeit der Ware, von Angebot und Nachfrage.“ Falsch ist in diesem Satz nur die Verwechslung von Preis und Tauschwert und die daraus folgende Meinung, daß Angebot und Nachfrage den Wert bedingen könnten. (Sollte diese Meinung im Auge haben, daß eine über den Bedarf, somit über die Nützlichkeit hinaus getriebene Warenüberproduktion, weil ordnungswidrige Kraft- und Stoffverschwendung, auch nicht das Ergebnis ordnungsgemäßer und daher wertproduktiver Arbeit sei, so hätte Cathrein auch darin recht.) Sonst aber ist in dem Satz alles richtig, richtig insbesondere, worauf Cathrein offenbar (die Hervorhebungen sind von ihm) großes Gewicht legt: daß der Wert „nicht nur von der Arbeit, sondern von vielen Umständen *abhängt*“, was ich ja in Uebereinstimmung mit Hohoff unter ausführlicher Behandlung von Nützlichkeit, Bedürfnis, Seltenheit nachdrücklich betonte. Abhänge! Sie sind nämlich Bedingungen und Grenzen dafür, daß die Fähigkeit der Arbeit, Wert zu schaffen, aktuell werden könne. Auf den Preis wirken überdies auch Angebot und Nachfrage ein. Darin aber irrt Cathrein ganz und gar, daß er meint, sein Satz könne, auch wenn er ganz richtig wäre, die Arbeitswerttheorie erschüttern. „Von Umständen abhängen“ ist etwas anderes als durch diese Umstände erzeugt sein und gemessen werden. Um mit Liberatore zu sprechen: Davon, daß Rafael einen guten Pinsel und gute Farben zur Verfügung hatte, hing seine Kunst und das Zustandekommen ihrer Werke wohl ab; aber Pinsel und Farben erzeugten nicht ihren Kunstwert und sie sind nicht sein Maß.

Auch *Albert M. Weiß* nimmt gegen die Arbeitswerttheorie Stellung (*Apologie*, 4. Bd., S. 381): „Wenn die Arbeit allein Wert schafft und alles Recht verleiht, dann ist das Heu, das der Bauer zehnmal umwenden mußte, ehe er es heimführen konnte, zehnmal mehr wert als das rasch von der Wiese heimgebrachte, dann gehört das Haus, das einer auf meinem Grunde baut, ohne weitere Entschädigung ihm, dann muß ich den in ungünstiger Lage mühevoll gezogenen Krätzer teurer bezahlen als den an sonnigem Gelände gebauten Edelwein, dann muß ich dem Bildhauer den ausbedungenen Preis zahlen, wenn er mir schon die versprochene Statue aus knorrigem Eichenholz statt aus Marmor liefert. Jedermann sieht, daß eine Lehre, die zu ähnlichen Folgerungen führt, auf einer Verkennung des wirtschaftlichen Verhältnisses zwischen Arbeit und ihrer stofflichen Grundlage beruht.“

Aber zu solchen und „ähnlichen Folgerungen“ führt nicht die Arbeitswerttheorie, sondern nur die Unkenntnis dieser Theorie. Durch wiederholte Regengüsse verursachte Mehrarbeit eines Bauern ändert nichts an der normalen Durchschnittsmenge von Arbeit, die auf das Heuen angewendet werden muß und für den Wert maßgebend ist; der von Witterungswidrigkeiten Betroffene wird den Schaden, daß ihm viel Arbeit unbezahlt bleibt, tragen müssen wie der Bauer, dem ein Hagelschlag die Ernte gänzlich vernichtet. Hätte Weiß die Lehre der Scholastik und der Kanonistik über den gerechten Lohn gekannt, der nicht nach individuellem Arbeitsaufwand, nicht nach individuell-subjektiver Mehrplage des minder tüchtigen und weniger gut ausgerüsteten oder von besonderen Widrigkeiten heimgesuchten Arbeiters, sondern nach dem *objektiv* gesellschaftlich notwendigen Arbeitsaufwand eines Arbeiters von *normaler* Tüchtigkeit und Ausstattung zu bemessen sei, wie wir sie (S. 408 f.) von dem protestantischen Juristen Endemann darlegen hörten, so hätte er solche Dinge wie die Geschichte vom zehnmaligen Heuwenden nicht als Argument gegen die Arbeitswerttheorie gebrauchen können. Eine rechtswidrige Werkstätigkeit (Hausbau auf fremdem Grund) kann unter Umständen anstatt irgend eines Lohnes sogar Schadenersatzpflicht eintragen; nur wahre Arbeit schafft wahren Wert. Gewiß sind nicht alle beliebigen Arbeiten gleich wertbildend; die eine Arbeit ist wertproduktiver als die andere. Und wenn ein Arbeiter auftragswidrig einen Stiefel aus Pappdeckel anstatt aus Leder herstellt, so hat er sich eben umsonst geplagt, seine „Arbeit“ war vergeudet.

Die thomistischen Anschauungen über den Wert sind im Wesentlichen die der mittelalterlichen Scholastik überhaupt. Dr. *Rudolf Meyer*

schrieb darüber (Kapitalismus, S. 33 f.): „Die alten kirchlichen Schriftsteller führen unter den Momenten, welche auf den gerechten Preis bestimmend einwirken, die verschiedenartigsten Dinge auf. *Nirgends* jedoch findet man unter diesen Dingen eine *Entschädigung für die Kapitalnutzung*. Im allgemeinen bestimmt sich bei ihnen der Wert durch die *Arbeit*; namentlich bei Thomas von Aquino und Duns Scotus wird das am klarsten; weshalb der protestantische Theologe Rietschl, dem im übrigen die soziale Gesetzgebung der katholischen Kirche des Mittelalters unbekannt geblieben zu sein scheint, in einer Rektoratsrede einmal den hl. Thomas als Vater der Sozialdemokratie hinstellte. Ueberhaupt ist bei *allen alten* kanonischen Schriftstellern *die Arbeit die einzige Quelle der Werte*, neben der bei jüngeren theologischen Autoren noch der Boden eine sekundäre Bedeutung hat, etwa wie der alte Petty es ausdrückt: „Die Arbeit ist der Vater des Reichtums, aber die Erde seine Mutter.“ Die ersten Wucherverbote gehen auch gegen den Wucher mit Korn und richten sich direkt *gegen die Idee, daß der Boden an sich produktiv sei*. Auch wer einem Bauern 1 Scheffel Korn zur Saat leiht, soll nach der Ernte nicht mehr als 1 Scheffel zurück erhalten, obschon der Bauer davon 8 oder 12 Scheffel erntete. Die Mehrernte wird als Arbeitslohn, nicht als freie Gabe des Bodens aufgefaßt... Man muß überhaupt immer unterscheiden zwischen den Anschauungen der *alten* Lehrer und denjenigen, welche erst *seit dem Verfall* der ganzen Gesetzgebung aufkommen, *namentlich seit der Reformation*. Diese sind dann sehr geneigt, die modernen Anschauungen auf die alten Autoren zu übertragen.“

Auch Papst Benedikt XIV. baut, wie wir im 2. Band (2. Teil, „Die Enzyklika ‚Vix pervenit‘“) genau sehen werden, seine Verurteilung des Zinsnehmens u. a. auf die Arbeitswertlehre auf.

Gegen Meyer und dessen Berufung auf die Enzyklika „Rerum novarum“ für die Arbeitswerttheorie polemisiert *Heinrich Pesch* auf nicht weniger als 5 kleingedruckten Seiten seines großen „Lehrbuchs der Nationalökonomie“ (4. Bd., 1922, S. 521 ff.): Die Scholastik und Leo XIII. hätten *durchaus nicht die „alleinige Produktivität der Arbeit“ behauptet*. Insbesondere habe Meyer Leos Satz „ut illud verissimum sit, non aliunde quam ex opificum labore gigni divitias civitatum“ mit seiner Auffassung und Uebersetzung: „daß es überaus wahr ist, daß die Reichtümer der Staaten (Nationalreichtum) nicht anderswoher als aus der menschlichen Arbeit (wörtlich: Arbeit der Arbeiter) entstehen,“ *mißverstanden*. Richtig und sinngemäß sei vielmehr die deutsche Uebersetzung der Herderschen Ausgabe, die „gerade die Pointe sehr geschickt hervorhebe“, indem sie

laute: „Ja es ist eigentlich die Arbeit auf dem Felde, in der Werkstatt, der Fabrik, *welche im Staate Wohllhabenheit herbeiführt.*“

Daß die kirchliche Wissenschaft wohl die *Sachgut*-Produktivität der Natur kennt, aber auch weiß, daß *nur* die *Arbeit* wertproduktiv sei, was Pesch nicht auseinanderhält, habe ich schon eingehend dargetan. Bezüglich der fraglichen Leo-Stelle verweise ich auf den auf S. 244 wiedergegebenen vollständigen Text samt meiner wortgenauen Uebersetzung und auf meine dortigen Bemerkungen. Hier sei nur noch ergänzt, daß auch die Herdersche Ausgabe die von Pesch noch 1922 gebilligte falsche Uebersetzung schon vorher (Vierter Abdruck 1919, S. 47), freilich erst 26 Jahre nach der ersten öffentlichen Feststellung des Fehlers durch den österreichischen Vogelsang-Schüler Ernst Grafen Sylva-Tarouca auf dem Würzburger deutschen Katholikentag von 1893, und erst nach der Revolution von 1918 und inmitten der kommunistischen Umsturzgefahr, korrigiert hatte und die Stelle jetzt so gibt: „*daß es eine unumstößliche Wahrheit ist, der Nationalreichtum entstehe nicht anderswoher als aus der menschlichen Arbeit.*“ Das ist zwar nicht ganz wörtlich, aber doch sinngemäß richtig. Ich brauche dem nur noch die Bemerkung hinzuzufügen: daß 1. das, was Pesch dem Papst Leo in den Mund legt, von diesem nicht gesagt wurde; daß 2. das, was Leo tatsächlich gesagt hat, im Widerspruch steht mit der Peschischen Deutung; und daß 3. Pesch den Papst eine wirtschaftswissenschaftliche Unrichtigkeit sagen läßt, denn der Volksreichtum stammt hinsichtlich seiner Stofflichkeit nicht aus der Arbeit, sondern aus Natur und Naturkräften. Man darf aber doch nicht dem Papst eine wissenschaftliche Unrichtigkeit zuschreiben, wenn seine Worte, im Sinn der scholastischen Arbeitswerttheorie verstanden, wissenschaftlich ganz richtig die Arbeit als alleinige Wertquelle bezeichnen. Müssen Leo und Meyer Unrichtiges gesagt haben, nur damit die kapitalistische Vulgärökonomik Recht behalte und weil Pesch darum, im Widerspruch zur Scholastik, die Arbeitswerttheorie nicht gelten lassen will?

„*Martin Luther* steht,“ so schreibt Hohoff (Kapitalkritik, S. 167 f.), „wie in volkswirtschaftlichen Fragen überhaupt, so auch in der Wertlehre ganz und gar auf dem Boden der alten Kirche und teilt durchaus die Ansichten der Scholastiker. Der Wert ist ihm gleich dem normalen oder mittleren Aufwand an *Arbeit und Kosten*, der zur Erzeugung der nach normaler Beurteilung nützlichen Produkte für notwendig gilt. Er sagt z. B. in seiner Schrift ‚Von Kaufhandlung und Wucher‘: ‚Wie hoch aber dein Lohn zu schätzen sei, den du an solchem Handel und Arbeit

gewinnen sollst, kannst du nicht besser rechnen und abnehmen, denn daß du die Zeit und Größe der Arbeit überschlagest und nimmest ein Gleichnis von einem gemeinen Tagelöhner, der sonst etwas arbeitet, und suchest, was derselbe einen Tag verdient, danach rechne, wieviel Tage du an der Ware zu holen und zu erwerben dich gemühet, und wie große Arbeit und Gefahr darinnen ausgestanden habest; denn große Arbeit und viel Zeit soll auch desto größeren und mehr Lohn haben.“ (Luthers Sämtliche Werke, Erlangen 1833, 22. Bd., S. 206.)“ Noch aufschlußreicher ist die von *Sombart* zitierte Stelle (Moderner Kapitalismus, 1. Bd., S. 292 — *M. Luther*, Von Kaufshandlung und Wucher, 1524. Werke; Krit. Ges. Ausg. 15, 1899, 296): „Darumb mustu dyr fursetzen, nichts denn deyne zymliche narunge zu suchen ynn solchem handel, darnach kost, muhe, erbeyt und fahr rechnen und überschlahen und also denn die wahr selbst setzen, steygern oder nyddern, das du solcher erbeyt und muhe lohn davon habest.“ Die „zymliche narunge“, d. h. der standesgemäße Unterhalt hat Lohn zu sein und bestimmt den Wert der Arbeit und der Waren. (Vgl. S. 103 f.)

Der belgische Professor der Nationalökonomie an der Löwener Universität *Charles Périn* kam zwar nicht zur vollen Klarheit über das Wesen des Wertes, aber doch zu folgenden Erkenntnissen (Ueber den Reichtum in der christlichen Gesellschaft, deutsche Uebersetzung, 1. Bd., Regensburg-New York 1866, S. 418 ff.): „Der Gebrauchswert hängt einzig von der Nützlichkeit einer Sache ab; soll aber auch ein Tauschwert sich bilden, so muß zu der Nützlichkeit, dem ersten und allgemeinen Erfordernis, noch ein zweiter Umstand hinzutreten, eine gewisse Schwierigkeit nämlich, auf einem anderen Wege in den Besitz des Fehlenden zu gelangen. In der Tat, niemand wird es sich je beikommen lassen, für ein Ding, das in unbegrenzter Menge vorhanden ist und von aller Welt ganz nach freiem Belieben benützt werden kann, etwas anderes als Entgelt zu geben. Uebrigens kann diese Schwierigkeit teils in der natürlichen Seltenheit des Gegenstandes ihren Grund haben (von der wir auf S. 387 f. sahen, daß sie nur ein anderer Ausdruck für Arbeit und Kosten ist, die seine Beschaffung erfordern. A. O.), wie beim Diamanten und bei den edlen Metallen, teils in der Mühe, welche für dessen Hervorbringung notwendig ist, in dem größeren oder geringeren Aufwande, den man auf sich nehmen muß, um die Dinge für den täglichen Gebrauch tauglich zu machen, wie das bei den reichen und kostbaren Gefäßen, deren Hauptwert in der Arbeit liegt, der Fall zu sein pflegt... Durch die ausgedehntere oder besser geordnete Verwendung der Natur-

kräfte erzielt der eine und selbe Kraftaufwand eine weit beträchtlichere Summe von Produkten, woraus sich eine *Erhöhung der Produktivkraft* der Arbeit ergibt, die zu einer *Verringerung im Tauschwert* der Produkte führt... Wenn die Natur alle zum menschlichen Leben erforderlichen Dinge durch ihre alleinigen Kräfte in einer beziehungsweise unendlichen Menge hervorbringen würde, dann hätte die Nutzbarkeit, d. h. der Gebrauchswert derselben in der Welt seine größte Höhe erreicht, während zugleich der Tauschwert auf Null herabsinken würde... Der Tauschwert eines Dinges steht gemeiniglich im Verhältnis zu der *Summe von Opfern*, die notwendig waren, um demselben ein solches Dasein zu geben, daß es für die menschlichen Bedürfnisse nutzbar wurde. Dadurch wurde Bastiat zu dem Ausspruche bestimmt, daß „der Wert die *verhältnismäßige Abwägung zweier wechselseitig gegen einander umgetauschter Dienste* sei“. In der Tat, wenn wir eine Sache, deren Herstellung eine bestimmte Mühe erfordert, von jemand anderem erwerben, dann leistet uns derjenige, der uns diese Sache anbietet, einen Dienst, weil so unsere eigenen Kräfte für diesen Zweck nicht mehr beansprucht werden, und die Größe des geleisteten Dienstes steht im Verhältnis zu der Größe der uns ersparten Mühe. *Nach diesem Maßstab* schätzen wir das Gut, das uns dargeboten wird, und derjenige, mit welchem wir den Tausch abschließen, wird den Wert dessen, was wir ihm entgegen bieten, ebenfalls von diesem Gesichtspunkt aus betrachten, so daß bei Eingehung eines Tauschgeschäftes die Verständigung von dem Belang der Dienstleistungen abhängt, die wechselseitig sowohl angeboten als gefordert werden. Mit anderen Worten will dies sagen, daß der Tauschwert der Dinge meistens *von den Produktionskosten bestimmt* wird. Gleichwohl gibt es Fälle, und sie sind häufig genug, in denen bei Feststellung des Tauschwertes nicht allein die für die Produktion erforderliche Mühe in Ansatz kommt, sondern auch die Schwierigkeit, bei der natürlichen Seltenheit des fraglichen Gutes in den Besitz desselben zu gelangen (was, wie wir wissen, auch nichts anderes ist als Arbeitskosten. A. O.). Aus diesem Grunde stehen der Diamant und die edlen Metalle mitunter so hoch im Werte. Der Dienst, der uns durch das Angebot eines solchen Gutes erwiesen wird, wächst, wie von selbst einleuchtet, in dem Verhältnis, in welchem je nach der Seltenheit des Gegenstandes die Schwierigkeit wächst, denselben zu erwerben.“

Hermann Roesler schrieb gelegentlich der Erörterung der volkswirtschaftlichen Grundbegriffe über den Tausch- oder Vermögenswert (Vorlesungen, S. 17 f.): „Worin liegt nun aber die Quelle dieses Begriffes?“

Was ist mit dem Wert als Maßstab des Vermögensbestandes gemeint? Diese Frage ist zu beantworten aus der wesentlich produktiven Bestimmung des Besitzes, so daß derselbe geschätzt werden muß nach dem Verhältnis der darin enthaltenen produktiven Wirkungskraft. *Da alle Produktion durch Arbeit erfolgt, so muß auch Arbeit die Substanz des Wertes sein* und der Wert aller Vermögensobjekte muß im Verhältnis stehen zu den produktiven Erfolgen, welche mit ihnen durch Anwendung von Arbeit erzielt werden können, sowohl was die Quantität, als die Qualität der Güter betrifft... *Diejenigen Theorien*, welche im Gegensatz hiezu den Wert aus anderen Momenten ableiten, nämlich aus der *Nützlichkeit* oder *Seltenheit*, oder aus den besonderen Umständen des *Bedarfes*, sind *unrichtig*. Ganz nichtssagend ist die Erklärung des Wertes als die wirtschaftliche Bedeutung der Güter, weil diese Bedeutung ja selbst wieder der Erklärung bedarf. Mit weit größerem Rechte könnte man umgekehrt sagen, daß die wirtschaftliche Bedeutung der Güter in ihrem Werte liege.“

Im Verlauf der Erörterung der Produktion sagt Roesler (S. 221 ff.): „Es sind mithin nicht sowohl die Produktionsmittel, welche den Reichtum erzeugen, dieser Satz gilt nur für die isolierte Naturalwirtschaft (Eigenwirtschaft); sondern die Arbeitsteilung und die Zirkulation, mit anderen Worten: die Sammlung und Vereinigung der Arbeitskräfte und der harmonische Umlauf der Produkte. Immer bleiben die Kräfte der Natur die technischen Faktoren der Produktion, allein die Wirkung ihres Gebrauches richtet sich nach dem herrschenden Arbeitssystem... Die Naturkräfte sind aber technisch nur durch die Arbeit beherrschbar... Die *Arbeit* ist nichts weiter als die *bewußte Bewegung der Naturkräfte für produktive Zwecke*. Wenn ich arbeiten lasse, um eine Maschine hervorzubringen, so bringe ich dadurch eine gewisse natürliche Maschinenkraft, einen Mechanismus von Naturkräften hervor. Wenn ich mittels Maschinen spinnen lasse, so benutze ich *durch Arbeit* die mechanische Kraft der Spinnmaschine; mit einem Wort: *der bewußte Gebrauch von Arbeit enthält zugleich einen bewußten Gebrauch von Naturkräften*. Die Arbeit ist nur das Medium hiefür. Mithin ist *der Maßstab für die produktive Verfügung über die Natur in der Arbeit zu suchen* und der Maßstab für die Größe der Arbeitsleistung kann offenbar nur liegen in dem Zusammenwirken der Arbeitskräfte. Das Zusammenarbeiten bewirkt die produktive Stärke der Menschheit... Völlig isolierte Arbeit kann gar keinen Wert schaffen. Streng genommen, ist die Arbeit in diesem Sinne isoliert in der Naturalwirtschaft (richtig: Eigenwirtschaft),

soweit nämlich die Produkte in der Wirtschaft verbleiben und keinen Absatz suchen, also auch hinsichtlich der produktiven Kräfte jede Privatwirtschaft einen abgeschlossenen Kreis bildet. Ueber das Entstehen und das Wesen des Wertes haben in der bisherigen Theorie seit Adam Smith *sehr ungenügende* und *konfuse* Vorstellungen geherrscht und sie sind zum großen Teile durch die *ganz unpraktische* Unterscheidung des sog. Gebrauchs- und Tauschwertes herbeigeführt worden. Daß es einen *Gebrauchswert überhaupt nicht gibt*, haben wir bereits früher gesehen. Daher sind *diejenigen, welche den Wert aus der Nützlichkeit des Gebrauchs der Güter ableiten wollen, ganz und gar im Irrtum.*“ (Vgl. S. 381 f.)

DIE WERTTHEORIE DER „KLASSISCHEN“ NATIONAL- ÖKONOMIK UND DES KARL MARX

Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts war die Arbeitswerttheorie in der Wissenschaft fast allgemein anerkannt und unbestritten.

Von der Scholastik her ging sie, wie der katholische Professor der Nationalökonomie in Freiburg und Berlin Goetz Briefs gezeigt hat, nachweisbar über die Physiokraten in die „klassische“ Nationalökonomik über. Schon deren Vorläufer Sir William Petty (1623 bis 1687) sagte in seiner Schrift „A treatise on taxes and contributions“ (London 1679, S. 25), von der in jeder Ware enthaltenen *Arbeitsmenge* mit der Scholastik: diese sei „die Grundlage der Gleichsetzung und Abwägung der Werte“. In Uebereinstimmung damit lehrte der Aufklärungsphilosoph John Locke (1632 bis 1704) mit den Worten des hl. Thomas, daß der Wert der Produkte Ergebnis von *labour and expenses* sei, von Arbeit und Kosten (On civil Governement, § 40, in Works, London 1823, 5. Bd., S. 361). So übernahm Adam Smith die Arbeitswerttheorie, ohne jedoch, wie auch in den meisten anderen Grundfragen, zu Klarheit und Konsequenz darin zu gelangen. „Adam Smith suchte das Maß des Wertes bald in der Menge von Arbeit, durch welche die Produkte entstanden sind, bald in der Menge von Arbeit, welche sie kaufen können, bald in dem Wert des Getreides, und diesen wieder in der Fruchtbarkeit des Bodens“ (Roesler, Vorlesungen, S. 223). Erst der reiche jüdische Börseaner (seit seinem 14. Lebensjahr!) und ökonomische Theoretiker David Ricardo (1772 bis 1823) bildete die wirtschaftswissenschaftliche Arbeits- oder Kostenwerttheorie zu einem *klaren und geschlossenen System* aus.

Von ihm übernahm *Karl Marx* die Arbeitswerttheorie. Während aber Ricardo genug inkonsequent geblieben war, um den Profit: Kapitalzins, Grundrente, Unternehmergewinn, als selbständige Einkommensquellen gelten zu lassen, erkannte sie Karl Marx als Formen des *Mehrwerts* und näherte sich so wieder den scholastischen Anschauungen, von denen er allerdings keine Ahnung hatte. Eine detaillierte Darlegung und Kritik der *Marxschen Werttheorie* liegt außerhalb des Rahmens dieser Arbeit. Für die Sache ist es auch im Wesentlichen gleichgültig, ob Marx in allen Einzelheiten seiner Werttheorie das Richtige traf oder etwa da und dort daneben griff. Die Einzelheiten werden im ferneren Verlauf der wissenschaftlichen Entwicklung noch manchem Wandel unterworfen sein. Das Individuelle, Beschränkte, Mangelhafte geht in dieser Entwicklung unter; das Allgemeine, Universale, Wahre bleibt bestehen und setzt sich durch, erweist sich als Bestandteil der *Philosophia perennis*, der immerwährenden, der Menschheitsphilosophie. In diesem Sinn auch, und nur in diesem Sinn ist *Wilhelm Hohoff* mit seinem mutigen Kampf für Marx zu verstehen: er kämpfte um des jüdischen Atheisten, modernen Oekonomen und kommunistischen Hauptes Marx Zeugnis für die immerwährende natürlich-christliche Philosophie und Oekonomie, ein Zeugnis, das nicht deshalb falsch ist, weil ein Marx es ausstellen mußte.

Man machte Hohoff zum „Marxisten“, um ihn dadurch zu „widerlegen“ und abzutun. Aber Hohoff ist nicht „Marxist“; er anerkennt zwar das, worin Marx im Wesentlichen mit der Wahrheit und mit der Kirchenlehre übereinstimmt, lehnt aber dessen große Irrtümer durchaus ab. In seiner „Bedeutung der Marxschen Kapitalkritik“ bringt er dies klar zum Ausdruck. *Hohoffs* hohes Lob für Marx „gilt nur von Marx dem Oekonomen, ... gilt aber nicht von Marx als Philosophen. Seine (des Marx) Philosophie ist ‚materialistisch‘, und darum notwendig inkonsequent und unhaltbar.“ Darin ist er „ein Opfer der falschen Zeitrichtung“. (S. 11 f.) Von Marxens „materialistischer Geschichtsauffassung“ oder „historischem Materialismus“ sagt er, „daß hier eine neue Wahrheit mit altem und neuem Irrtum vermischt auftritt. Die neue Wahrheit erscheint, wie das anfangs fast immer der Fall ist, in einseitiger Uebertreibung.“ (S. 12.) „Am kürzesten formuliert ist die Marxsche Geschichtstheorie in dem viel zitierten Satze: ‚Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt.‘ Diesen Satz kann jeder unbedenklich unterschreiben ... Marx war unzweifelhaft ein scharfsinniger Denker, und in

seiner Geschichtstheorie steckt unbestreitbar ein sehr dicker berechtigter Kern. Aber hätte Marx nichts anderes aufzuweisen als diese Theorie, so wäre es mit seinem wissenschaftlichen Verdienste schwach bestellt. Sie ist nicht genau genug; sie ist einseitig übertrieben.“ (S. 14 f.)

„Das ‚Wichtigste‘ der Marxschen Lehre ist nicht der historische Materialismus, obschon das nicht selten behauptet wird;“ Hohoff zitiert zustimmend den Schwiegersohn des Marx Dr. Edward Aveling, der als „wichtigste“ seiner Doktrinen die *Mehrwerttheorie* bezeichnete (S. 13). Und mit Bezug auf sie schrieb Hohoff (S. 26 f.): Manche „Wahrheiten gelten für verderbliche Irrtümer, weil sie leicht mißbraucht werden können und faktisch oft arg mißbraucht worden sind. Zu ihnen gehört die *Marxsche Kapitalkritik*, die nichts anderes ist als *der ausführliche, gründliche, unanfechtbare Beweis* vom Standpunkte der modernen Wissenschaft der Oekonomie für die *zweifellose Richtigkeit aller jener das wirtschaftliche Leben betreffenden Lehren, welche schon die Kirchenväter, das kanonische Recht und die gesamte Scholastik aufgestellt* und von ihrem Standpunkt, dem theologisch-moralischen, aus begründet haben, so gut und so weit das möglich war zu einer Zeit, in der die Wissenschaft der Oekonomie noch nicht geboren war. Wer das leugnet, der kennt entweder Marx nicht gründlich, oder die Scholastik, oder auch beide nicht; und das letztere ist leider die Regel.“ Und später noch einmal (S. 51 f.): „Von zwei Dingen eines! Entweder hat Marx mit seiner Wert- und Mehrwertlehre recht, *dann ist die Kirche und die Scholastik glänzend gerechtfertigt*. Oder Marx' Werttheorie ist falsch, dann hat die kirchliche Wissenschaft und Gesetzgebung des ganzen Mittelalters in der Wucherfrage schwer geirrt, und alle Anklagen, aller Hohn und Spott, der gegen sie geschleudert worden ist und noch heute wird, ist vollständig berechtigt. *Das Marxsche Lebenswerk ist die glänzendste Apologie der Wucherdoktrin der Kirche, die gründlichste Rechtfertigung ihrer früheren Strenge ebensowohl als ihrer heutigen Milde und Toleranz.*“

Der interessanten Parallelität wegen sei hier *Werner Sombarts* Bekenntnis über Marx, 20 Jahre nach jenem Hohoffs niedergeschrieben, angeführt (Hochkapitalismus, S. XIX): „So schroff ich die Weltanschauung jenes Mannes ablehne und damit alles, was man jetzt zusammenfassend und wertbetonend als ‚Marxismus‘ bezeichnet, so rückhaltlos bewundere ich ihn als *Theoretiker und Historiker des Kapitalismus.*“

DIE KAPITALISTISCHEN NUTZWERTTHEORIEN

Bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts blieben die als höchst autoritativ geltenden Anschauungen der „Klassiker“ in der jungen ökonomischen Wissenschaft fast unbestritten, auch ihre Arbeitswerttheorie. Seither ist gerade dieses Gebiet, auf dem merkwürdiger Weise die moderne Wissenschaft mit Kirche und Scholastik bis dahin einig gewesen war, zu einem der umstrittensten der Nationalökonomik überhaupt geworden. Wieso?

Schlagen wir im Jenaer „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“ (2. Auflage, 6. Bd., 1901, S. 428) den Aufsatz „Ricardo“ von Professor *Karl Diehl* auf, so finden wir, daß an Roschers Rat angeknüpft wird, „gegenüber einer gewissen Verschwommenheit der theoretischen Analyse“ sich wieder an *Ricardo* zu schulen, und daß *Diehl* für die Vulgärökonomik feststellt, daß „manche seiner (*Ricardos*) Theorien, wenn sie richtig aufgefaßt und mit unwesentlichen Modifikationen versehen werden, noch heute unbedingt gültige wissenschaftliche Erkenntnisse sind, wie z. B. seine Lehre von der Grundrente, einzelne Punkte seiner Geldlehre u. a. m.; freilich wird seine *wichtigste* Lehre, die *Werttheorie*, die zu den verhängnisvollsten *Irrtümern* in unserer Wissenschaft geführt hat, nur noch sehr vereinzelt vertreten.“

Worin bestanden denn diese „verhängnisvollen Irrtümer“, die die Flucht vor der bis dahin so gut wie allgemein anerkannten Arbeitswerttheorie veranlaßten? Denn darum handelt es sich: Nicht weil die Arbeitswerttheorie sich als falsch erwiesen hätte, wurde sie aufgegeben, sondern weil man auf einmal die überraschende Entdeckung machte, daß sie sich gegen die Heiligkeit des absoluten Eigentums und den heiligen Kapitalismus kehre, wurde die bis dahin unbestrittene Theorie aufgegeben und unter Aufgebot eines ungeheuren wissenschaftlichen Apparates „widerlegt“. Es ist sicherlich nicht schwer einzusehen, daß sich die Zuweisung von Zins ans Kapital und von Rente an den Grundbesitz ökonomisch nicht begründen läßt, wenn die Arbeit allein Wert schafft. Solange die Ökonomen, wie *Smith* und *Ricardo*, diese Konsequenz nicht sahen, sondern dem Kapital Profit zusprachen, war die Arbeitswerttheorie in Ordnung. Als aber die modernen Kommunisten die logische ökonomische Konsequenz der gleichen Theorie erkannten: daß dann aller Kapitalprofit Aneignung fremder Arbeitsfrucht, also Ausbeutung sei, das sei, was die kirchliche Wirtschaftslehre als *Wucher* gebrandmarkt hat, da mußte die „klassische“ Werttheorie dieser „ver-

hängnisvollen Irrtümer“ wegen, „zu denen sie geführt hatte“, von der „bürgerlichen“, d. h. kapitalistischen „Wissenschaft“ aufgegeben und bekämpft werden.

Ein Verhängnis war dabei in Wahrheit nur das, daß jetzt die Arbeitswerttheorie zur Begründung einer unnatürlichen, anorganischen, mechanistischen Lösung des Problems Arbeit—Arbeitsfrucht erhalten mußte, nämlich der modern kommunosozialistischen. Kind, Ideenerbe und Erfüllung der Moderne, des intellektuellen und moralischen Individual-Autonomismus, des materialistisch-mechanistischen Rationalismus, des Liberalismus, des Staatsabsolutismus und des Kapitalismus, die er insgesamt in sich aufgenommen hat und nur mit einem trügerischen Gemeinschaftskleid verhüllt, krank nach Ursprung und Wesen seiner Geistigkeit, seiner Theorie an der Krankheit der Moderne, kann der moderne Kommunozialismus nur in lebenswidrigen, unhistorischen, mechanistischen Unheilmitteln das Heil suchen. Daß die lebendige proletarische Weltbewegung ein Aufstand der vergewaltigten Menschennatur gegen das kapitalistische Unrecht ist, ist eine Sache für sich, die an der kranken Geistigkeit des abstrakt-wissenschaftlichen modernen kommunistischen Systems nichts ändert. Wie wenig die Arbeitswerttheorie an und für sich zur Folgerung des Zwangskommunismus oder gar zur materialistischen Weltanschauung führt, das beweisen Scholastik und Mittelalter, die doch wahrlich an logischer Folgerichtigkeit ebenso wenig Mangel leiden als einerseits an schlichter, gerader, organischer Natürlichkeit und andererseits an Berücksichtigung der unabänderlich gegebenen Tatsache der Gefallenheit der menschlichen Natur, die einen Zustand absoluter Vollkommenheit nicht aufkommen läßt. Nahm man aber umgekehrt, wie es die modernen „wissenschaftlichen“ Sozialisten taten, die Gefallenheit der menschlichen Natur, in dem Wahn, sie sei natürliche Gesundheit, mit ihren widernatürlichen, unlebendigen, unhistorischen Voraussetzungen zum Ausgangspunkt, dann konnte man selbstverständlich auch mit der Arbeitswerttheorie nur zu widernatürlichen, anorganisch-mechanistischen, unhistorischen Folgerungen gelangen. Daran ist aber nicht die Arbeitswerttheorie schuld, und deshalb ist sie nicht falsch.

Wilhelm Hohoff schreibt (Kapitalkritik, S. 22 ff.): „Die Marxsche Wertlehre ist, wie selbst Eugen von Böhm-Bawerk (Kapital und Kapitalzins, 1884, 1. Bd., S. 493) gesteht, ‚seit 130 Jahren‘ und länger noch in der ökonomischen Wissenschaft die ‚herrschende‘ gewesen; sie ist durch Marx nicht erfunden, sondern nur weiter entwickelt und vervollkommenet

worden. Sie ist auch nicht eine spezifisch ‚liberale‘ Ansicht, zu der Cathrein sie stempeln möchte; sie bestand lange vor Adam Smith und Ricardo; sie ist die Ansicht des gesunden Menschenverstandes; man frage jeden biedereren Handwerksmeister oder Gesellen: Wovon hängt vernünftiger Weise die Höhe des Wertes und Preises eurer Produkte ab? Und sie werden ohne Zögern einstimmig antworten: Von der Menge oder Größe der Arbeit, die die Herstellung kostet. Diese Anschauung ist, wie Rodbertus mit Recht sagt, ‚gegen alle Sophismen einer Hintergedanken hegenden Lehre unauslöschlich ins Volksbewußtsein eingeprägt‘. Nur die Händler behaupten, alles hänge lediglich ab von ‚Angebot und Nachfrage‘. Und die Vulgärökonomen flüchten hinter die Nützlichkeit, die Seltenheit und andere Scheingründe. Kurz, heute wird diese sogenannte Arbeitswertlehre oder Ricardo-Marxsche Werttheorie von fast allen offiziellen Fachökonomen verworfen und bekämpft, nicht sowohl um ihrer selbst willen, sondern *weil auf sie und aus ihr die Lehre vom Mehrwert folgt*. Die ökonomischen Dilettanten auf katholischer Seite, welche gegen die Marxsche Wertanalyse polemisieren, eignen sich im Wesentlichen meist nur die Argumente der liberalen Bourgeoisökonomen an... Die ‚Definitionen‘ der Lehrbücher der Volkswirtschaftswissenschaft, die neuesten von Gustav Schmoller, Johann Conrad und Heinrich Pesch inbegriffen, lehren uns *über das eigentliche Wesen des Wertes absolut nichts*. Die gemeinsame Einheit, die in den Waren, als Tauschwerten betrachtet, steckt, und die eben die Waren zu Werten macht, weiß keines dieser Lehrbücher anzugeben. Aus solchen vagen, unklaren, unrichtigen Begriffen kann man keine wissenschaftlich fruchtbaren Konsequenzen ziehen. Deshalb wissen die modernen Ökonomen mit ihren unbegriffenen und begrifflosen Wertbegriffen durchaus nichts anzufangen. Sie müssen ganz bescheiden damit zufrieden sein, wenn sie diesen Fundamentalbegriff in dem betreffenden Kapitel abgehandelt und ‚abgetan‘ haben... Wie der Wert lediglich ein Produkt der Arbeit ist, so ist die heutige *Verwirrung* bezüglich des Wertbegriffes *ein Produkt der Angst vor dem Sozialismus*. Haß und Liebe, Vorurteil und Vorteil beeinflussen unser Urteil und fälschen es oft gänzlich. ‚Wenn die Menschen ein *Interesse* daran hätten,‘ sagt Baron Holbach, ‚so würden sie die Elemente des Euklid in Zweifel ziehen und leugnen.‘ Die Gelehrten, welche gegen die Marxsche Wertanalyse polemisch aufgetreten sind, *glauben* aber, ein *Interesse* daran zu haben, daß diese Analyse als falsch erwiesen werde, weil sie dadurch einem gefürchteten Gegner seine Hauptangriffswaffe aus der Hand geschlagen und ver-

nichtet zu haben vermeinen. Deshalb gehen sie nicht unbefangen an die Sache heran. Sie sehen Gefahren auch dort, wo keine sind; sie erklären für Irrtum auch das, was wahr ist.“

Nur noch einige katholische Autoren seien als Zeugen für die Rolle der Angst vor dem Kommunismus in der Stellungnahme zum Wertproblem angeführt.

Viktor Cathrein schreibt (Moralphilosophie, 2. Bd., S. 157; ebenso: Sozialismus, S. 135): „Für seinen Hauptgrundsatz, daß der Tauschwert einer Sache nicht durch den Gebrauchswert derselben, sondern ausschließlich durch die in ihr enthaltene Arbeit bestimmt werde, kann sich Marx auf das Ansehen der bedeutendsten Volkswirtschaftslehrer, eines A. Smith, D. Ricardo u. a. berufen. Der Sozialismus tritt hier, wie in manchen anderen Punkten, nur das Erbe der liberalen Volkswirtschaftslehrer an und zieht die logischen Folgerungen aus den Grundsätzen derselben. *Erst seitdem sich Marx, Lassalle und andere dieses Prinzips bemächtigten, um dem Privatkapital die wuchtigsten Hiebe zu versetzen, sah man die Bedenklichkeit desselben ein und beeilte sich, es über Bord zu werfen* oder wenigstens wesentlich einzuschränken.“ In Wahrheit waren die kapitalistischen „Klassiker“ nicht genug konsequent im Denken, um des Widerspruchs zwischen ihrer kapitalistischen Doktrin und der scholastischen Arbeitswerttheorie bewußt zu werden. Cathrein aber und die anderen Katholiken, die die Arbeitswerttheorie als „liberal“ bezeichnen und damit diskreditiert zu haben wähnen, denken nicht genug klar, um den zwischen ihren kapitalistischen Nutzwerttheorien und der kirchlichen Wirtschaftslehre klaffenden Widerspruch und die Notwendigkeit zu erkennen, zur verkannten und vergessenen christlichen Wirtschaftsauffassung und zur Arbeitswerttheorie zurückzukehren — wenn das Abendland vor dem Kommunismus bewahrt werden soll.

Dr. Georg Ratzinger schrieb (Volkswirtschaft, 2. Aufl., 1895, S. 277): „Aus der Annahme, daß das Geld immer und unter allen Verhältnissen unfruchtbar sei, omnino sterilis, was ja beim Begriff Geld als Wertmesser, nicht aber in der Tauschmittelfunktion (!) zutrifft, wurden später allerlei *bedenkliche* Konsequenzen gezogen. Die ersten Schriftsteller, welche die Theorie aufstellten, daß die Arbeit allein wertbildend, daß aller Wert, welcher aus einer Verbindung von Kapital und Arbeit entspringt, einzig und allein auf Rechnung der Arbeit zu setzen sei, haben *gewiß nicht an die heutigen Konsequenzen gedacht*. Gerade diese Werttheorie ist zum *Sturmbock* geworden, womit die heftigsten Angriffe gegen das Eigentum gemacht werden. In der Tat, *gibt man ein-*

mal den Satz zu, daß aller Wert ausschließlich Produkt der Arbeit sei, dann ist das Eigentum wissenschaftlich nicht mehr haltbar. Dann ergeben sich mit unerbittlicher Logik jene unbeweisbaren Konsequenzen, welche Karl Marx in seinem ‚Kapital‘ aus diesem Wertbegriff gezogen hat.“

Die tragische Verwechslung von Eigentum und Kapital, weil man unter Eigentum nur mehr das heidnische, absolute, „fruchtbare“ Eigentum (den Ring) denken kann, den naturrechtlich-christlichen Eigentumsbegriff (das Rheingold) gänzlich vergessen hat! Als ob die Reklamation der Arbeitsfrucht, des von der Arbeit geschaffenen Wertes als Eigentum der Arbeit sich gegen das wahre, ordnungsgemäße Eigentum richten würde! Die Erkenntnis von der Wertproduktivität der Arbeit allein leitet doch nur zur Wiederherstellung des wahren Eigentumsrechtes und zur Ueberwindung des wirtschaftlich (und sittlich und rechtlich) unhaltbaren kapitalistischen Pseudo-Eigentums, das auf Empörung gegen die göttliche Bestimmung des Erdengutes beruht, Unrecht ist und Ausbeutung, Aufruhr, Umsturz hervorruft.

Der katholische Jurist *Adolf Bruder* schrieb (in seinem Aufsatz „Eigentum“, Staatslexikon, 2. Bd., 1892, Sp. 521 f.) mit Bezug auf das naturrechtlich-christliche mittelalterlich-deutsche Recht: „Unsere Väter konnten selbst das vollkommenste Recht, das Eigentum, nicht ohne Schranken und Pflichten denken... Das deutsche Wirtschaftsrecht lieferte den Beweis dafür, daß es nicht ohne weiteres in der Natur des Privatbesitzes liegt, dem Eigentümer eine von eigener Arbeit unabhängige Rente zu erbringen.“ Anders, nämlich durchaus heidnisch-kapitalistisch denken nicht nur die modern orientierten Katholiken, sondern unzählige Katholiken des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts überhaupt. Was soll man davon halten, wenn man den katholischen Priester *Ratzinger* in allem Ernst sagen hört: die ersten Arbeitswerttheoretiker — und wir werden gleich sehen, daß er sie ganz gut kennt — „hätten gewiß nicht an die (angeblich kommunistischen, in Wahrheit antikapitalistischen) Konsequenzen ihrer Lehre gedacht“? Wollte er damit etwa sagen, sie hätten ihre gesunde, richtige Erkenntnis verleugnet, wenn sie diese oder jene Konsequenz gekannt hätten? Aber die Scholastiker scheuten vor keiner Konsequenz zurück, sondern im Gegenteil: sie zogen, so weit sie sie erkannten, die letzten Konsequenzen; daher die Größe ihrer Leistung. Oder meinte *Ratzinger* gar, die Scholastiker hätten die Arbeitswerttheorie verleugnet aus Liebe zum kapitalistischen Privateigentum — das sie doch an und für sich grundsätzlich

ganz rücksichtslos als wucherisch verwarfen? Gewiß, all dies meinte Ratzinger nicht, sondern er meint, die Scholastiker hätten geirrt, weil ihre Werttheorie im Gegensatz zur Idee vom kapitalistischen Wuchereigentum steht.

Wie groß die Gewalt dieser heidnischen Idee selbst über einen so aufrichtig das Recht der Arbeit liebenden, das Unrecht der Ausbeutung verabscheuenden, aber beide nicht richtig erkennenden, weil von den modernen Ideen geblendeten, kenntnisreichen und wohlwollenden Mann sein kann, zeigt die sehr auffällige und charakteristische Tatsache, daß *Ratzinger* in der 2. Auflage seiner „Volkswirtschaft“ den katholischen Ursprung der Arbeitswerttheorie zu verbergen trachtete. In der 1881 erschienenen 1. Auflage hatte (S. 226 f.) die vorhin zitierte Stelle zum Teil anders, nämlich so gelaute: „In dieser Definition *folgten* A. Smith und Ricardo, Proudhon und Lassalle *den Scholastikern*... Wenn *selbst heute noch*, wo sich doch die notwendigen Folgen dieser Verirrung in der Wertbestimmung zeigen, einzelne *Professoren der Moraltheologie* trotzdem an dieser Definition *festhalten*, ja sogar deren *Uebereinstimmung mit den Sozialisten selbstverständlich erklären*, so kann man höchstens die Macht des Beharrungsvermögens, die Vorliebe für die Wege, welche andere ausgetreten haben, als Entschuldigung anführen.“ Man ersieht daraus, wie lange der Einfluß der Scholastik nachwirkend dem Eindringen der kapitalistisch-vulgärökonomischen Ideen trotzte.

Wilhelm Hohoff bedauert (Kapitalkritik, S. 51), daß Ratzinger sein „lesenswertes Buch durch diesen Passus verunziert“ habe und fährt fort: „Darin hat er freilich recht, daß Smith und Ricardo in ihrer Wertdefinition ‚den Scholastikern folgten‘... Im Uebrigen aber hätte er viel weiser gehandelt, wenn er selbst auch den soliden Bahnen der Scholastik treu geblieben wäre, statt die Irrwege der liberalen Oekonomen einzuschlagen. Seine Angst vor der Wertdefinition ist umso komischer, als er selbst ganz genau das selbe Endziel aufstellt wie der schreckliche Karl Marx. Sagt er doch klar und offen heraus: ‚Die Wiedervereinigung des Arbeiters mit den Arbeitsmitteln ist die einzige Forderung im sozialistischen Systeme, welche begründet ist und Aussicht auf Realisierung in der Zukunft besitzt... In der kooperativen Genossenschaft wird das Bild der Produktion der Zukunft zu erblicken sein‘ (S. 201 u. 204 der 1., S. 244 u. 247 der 2. Auflage). Wozu also die große Angst und Aufregung? Man gewöhne sich doch endlich einmal bei Behandlung der sozialen Frage etwas mehr ruhiges, kaltes Blut und ein bißchen Unbefangenheit, Vorurteilslosigkeit und Gründlichkeit an! Furcht, Oberfläch-

lichkeit und Vorurteile sind wahrhaft schlechte Berater.“ (Auf das Endziel des Marxismus komme ich in den Schlußbänden dieser „Revision“ noch ausführlich zurück.)

Bei dieser Gelegenheit sei übrigens — wie schon auf S. 271 f. und 405 ff. angedeutet — darauf hingewiesen, daß Marx weit davon entfernt ist, aus Arbeitswerttheorie und Mehrwertlehre etwa die Ungerechtigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Kapitalprofits, der Mehrwertaneignung und ein Recht des Arbeiters auf den vollen Arbeitsertrag zu folgern. Marx ist bekanntlich philosophisch durchaus modern orientiert. Moral kennt er theoretisch und prinzipiell überhaupt nicht; was wir so nennen, ist für ihn nur eine Sitte, eine Gewohnheit, die heute so, morgen anders ist, insbesondere mit der Produktionsweise und von Klasse zu Klasse wechselt. Auch das Recht ist für ihn nur etwas von der jeweiligen Gesellschaft, beziehungsweise von ihrer herrschenden Klasse aus ihren Anschauungen, letztlich aus der Produktionsweise heraus Geschaffenes. *Marx ist Moral- und Rechtspositivist*; ein ewig Gutes, ein übernatürliches Sittengesetz, ein Naturrecht kennt er nicht (vgl. S. 143 ff.). Darum sind für ihn auch Kapital und Kapitalismus Kapitalprofit, Ausbeutung der Arbeit, Mehrwertaneignung durch die Kapitalisten Dinge, die er „sittlich“ und „rechtlich“ durchaus *anerkennt*, solange die kapitalistische Produktionsweise besteht, oder, wie er sich ausdrückt, eine „transitorische *Notwendigkeit*“ ist, in der auch der „historische Wert“ und das „historische *Existenzrecht*“ des Kapitalisten begründet sei (Kapital, I. Bd., S. 555). In diesem Sinn sagt er auch (S. 148): „Das (*Arbeits-*)Produkt ist *Eigentum des Kapitalisten*, nicht des unmittelbaren Produzenten, des Arbeiters. Der Kapitalist zahlt z. B. den Tageswert der Arbeitskraft. *Ihr Gebrauch, wie der jeder anderen Ware, z. B. eines Pferdes*, das er für einen Tag gemietet, *gehört ihm* also für den Tag... Der Arbeitsprozeß ist ein Prozeß zwischen Dingen, die der Kapitalist gekauft hat, zwischen ihm gehörigen Dingen. Das Produkt dieses Prozesses *gehört ihm* ganz ebenso sehr als das Produkt des Gärungsprozesses in seinem Weinkeller.“ (S. 156 f.): „Der Geldbesitzer hat den Tageswert der Arbeitskraft gezahlt; *ihm gehört* daher *ihr Gebrauch* während des Tages, die tagelange Arbeit. Der Umstand, daß die tägliche Erhaltung der Arbeitskraft nur einen halben Arbeitstag kostet, obgleich die Arbeitskraft einen ganzen Tag wirken, arbeiten kann, daß daher der Wert, den ihr Gebrauch während eines Tages schafft, doppelt so groß ist als ihr eigener Tageswert, ist ein besondres Glück für den Käufer, aber *durchaus kein Unrecht gegen den Ver-*

käufer (den Arbeiter).“ Darum sagt er auch (S. 548), „daß das Produkt dem Kapitalisten gehört und nicht dem Arbeiter; daß der Wert dieses Produkts, außer dem Wert des vorgeschossenen Kapitals, einen Mehrwert einschließt, der dem Arbeiter Arbeit, dem Kapitalisten aber nichts gekostet hat, und der demnach das *rechtmäßige Eigentum des Kapitalisten* wird.“

Der Mitarbeiter Marxens und langjährige sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete *Eduard Bernstein* stellte fest (Die Voraussetzungen des Sozialismus, Stuttgart 1899, S. 45): „Die Wertlehre gibt so wenig eine Norm für die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der Verteilung des Arbeitsproduktes, wie die Atomlehre eine solche für die Schönheit oder Verwerflichkeit eines Bildwerks... Auf die Tatsache allein, daß der Lohnarbeiter nicht den vollen Wert des Produktes seiner Arbeit erhält, ist eine wissenschaftliche Begründung des Sozialismus oder Kommunismus nicht durchzuführen. *Marx hat denn auch*, schreibt *Fr. Engels* im Vorwort zum *„Elend der Philosophie“*, *nie seine kommunistischen Forderungen hierauf begründet*, sondern auf den notwendigen, sich vor unseren Augen täglich mehr und mehr vollziehenden Zusammenbruch der kapitalistischen Produktionsweise.“ (Marx, Das Elend der Philosophie, 3. Auflage, Stuttgart 1895, S. IX.)

Zwischen dieser materialistischen und der naturrechtlich-christlichen Denkweise klafft selbstverständlich ein unüberbrückbarer Abgrund.

Betrachten wir nun noch zwei Illustrationen der auf das „wissenschaftliche“ Motiv der Angst vor dem Kommunosozialismus gegründeten Ablehnungen der Arbeitswerttheorie.

Der Professor der Moraltheologie an der Wiener Universität *Franz Zehentbauer* schreibt (Das Zinsproblem nach Moral und Recht, Wien 1920, S. 145 ff.): „Es war ein *verhängnisvoller* Irrtum des wirtschaftlichen Liberalismus, daß er in seiner höchsten Entwicklung, die ihm Ricardo gegeben hat, den Grundsatz aufstellte: Die Arbeit allein ist Grund und Quelle jeglichen Wertes... Durch die sozialistische Interpretation ist dieser Satz zur *Gefahr des Umsturzes für die ganze gesellschaftliche Ordnung* geworden.“ Und darum darf er nicht richtig sein! Denn die kapitalistische Gesellschaftsordnung ist heilig! Wie aber, wenn er wahr und mit dazu berufen sein sollte, uns sittlich frei zu machen nach Christi Wort, daß die Wahrheit uns frei machen werde? (Joh. 8, 32.)

Weniger aufgeregt, aber aus gleicher Stimmung heraus schreibt der Salzburger Theologieprofessor *Georg Baumgartner* (Arbeit und Erwerb,

Salzburg 1926, S. 47 f.), „daß Karl Marx, auch hierin ein echtes Kind seiner Zeit und ein gelehriger Schüler des Liberalismus, seine Theorie vom Tauschwert, der ‚kein Atom Gebrauchswert‘ enthält und lediglich ‚kristallisierte, aufgespeicherte‘ menschliche Arbeit darstellt, im engen Anschluß an die herrschende Schulmeinung und Wirtschaftspraxis (?) von damals entwickelt hat. Es ist sozusagen die erste reife Frucht säkularisierten Arbeitsdenkens gewesen, aber eine Frucht, die in den Händen derer, denen sie gereicht wurde, zur *gefährlichen Angriffswaffe* werden konnte... Und auch nur Geist vom Geiste des Produzententums der damaligen liberalen Schule konnte, im ersten Produktionsrausch des eben angebrochenen Maschinenzeitalters, den Wert einer Ware ausschließlich in der eigenen Produktion, näherhin im Arbeitsaufwand, erblicken und dabei vergessen, daß, wer vor dem Verhungern steht, ein Stück Brot entschieden höher schätzt und als größeren Wert achtet als irgend einen sonst noch so kostspieligen Luxusgegenstand, weil dieser für ihn augenblicklich eben keinen Gebrauchswert hat.“

Wie es scheint, haben Baumgartner und Zehentbauer keine Ahnung mehr davon, daß die Arbeitswerttheorie schon von der Scholastik gelehrt wurde. Im letztzitierten Satz verwechselt *Baumgartner* den *objektiven* ökonomischen Wert mit einer aus einem individuellen außergewöhnlichen Notstand entspringenden *subjektiven* „Bewertung“, die mit ökonomischem Wert in keinem Zusammenhang steht und zu einer singulären Ausnahmepreisbildung führen kann, die nicht einmal mit der Marktpreisbildung etwas zu tun hat (vgl. S. 393 f.); Baumgartner verwechselt auch vielleicht diesen möglichen Preis mit Wert. Ist doch überhaupt seine Vorstellung vom Wert eine völlig unklare, wie seine weiteren Worte zeigen (S. 48): „So richtig und wahr es ist, daß ein Arbeitsprodukt seinen Wert gerade *auch von der Arbeit* her empfängt, ebenso unhaltbar wird die Theorie, wenn sie übersieht, daß in letzter Linie der in der *objektiven Brauchbarkeit* eines Dinges liegende Gebrauchswert und die darauf beruhende ‚aestimatio communis‘, die soziale ‚Wertschätzung‘, es ist, die auch den Tauschwert eines Gutes schafft.“ Was also ist das Wertschaffende: „*auch die Arbeit*“ oder die „*objektive*“ Brauchbarkeit oder die *subjektive* „Wertschätzung“? Schafft die letztere den Wert, dann müßte eigentlich der Schuhmacher, der Stiefel erzeugt, den Kunden, die sie brauchen und durch ihre „soziale Wertschätzung“ deren „Tauschwert schaffen“, diesen Wert bezahlen, anstatt des umgekehrten Vorgangs, der, wie man uns versichert, in der Welt allgemein üblich sein soll, weil sonst niemand Stiefel erzeugen

würde, sondern alle sich auf das viel bequemere „Schaffen von Tauschwerten“ durch „soziale Wertschätzung“ verlegen würden. „Wegen dieser Brauchbarkeit“, argumentiert *Baumgartner* weiter, „herrscht eben eine ‚Nachfrage‘, die dann um so größer sein wird, je geringer die zur Verfügung stehende Menge, je beschränkter der Vorrat an bestimmten Wirtschaftsgütern ist. Selbst unter der Voraussetzung einer sozialisierten Wirtschaft ließe sich an diesem Tatbestand nichts ändern; im Krieg haben wir es ja erlebt, wie die verschiedenen staatssozialistischen Maßnahmen sogar dazu geführt haben, daß auch das geringe Warenangebot vom Markte überhaupt verschwand und daß dafür im stillen ‚Wucherpreise‘ gefordert und auch bezahlt wurden.“ Soll damit etwa gesagt sein, daß diese „Schaffung“ von „Wucherpreisen“ Wertproduktion gewesen sei?

Baumgartner fährt fort (S. 48): „Die grundlegende Frage, worin die Gebrauchswerte verschiedener Sachgüter einander ähnlich und vergleichbar sind, hätten Karl Marx und seine liberalen Lehrmeister in der scholastischen Wertlehre, zumal beim hl. Thomas, der doch gewiß auch kein Verächter der Arbeit war, aber viel scharfsinniger formuliert und beantwortet gefunden.“ Man sollte nun erwarten, daß *Baumgartner* darlegt, wie Thomas zeigt, daß die Ähnlichkeit und Vergleichbarkeit der Waren durch Abstraktion von der Nützlichkeit (vom „Gebrauchswert“) und Erfassung der auf die Erzeugung der sogenannten „Gebrauchswerte“ (Waren) aufgewendeten *Arbeit und Kosten* gewonnen werde. Weit gefehlt! Anstatt dessen ereignet sich folgendes. *Baumgartner* zitiert den Thomaskommentar zur „Nikomachischen Ethik“ und zwar zuerst die Stelle, an der Thomas *des Aristoteles* (was nicht gesagt wird!) Darlegung wiedergibt, daß zwischen verschiedenartigen Waren eine Vergleichbarkeit bestehen müsse, wenn man ihren Wert gegen einander abschätzen wolle. Dann *überspringt* *Baumgartner* schweigend die wichtige, *entscheidende* Stelle, die ich auf S. 403 wiedergab, in der Thomas als dasjenige, worin *verschiedenartige* Erzeugnisse *gleich* oder vergleichbar seien und wonach ein gerechter Tauschverkehr zu erfolgen habe, *den Aristoteles verbessernd, Arbeit und Kosten bezeichnet*. Und schließlich zitiert dann *Baumgartner* des Thomas weitere Wiedergabe dessen, was *Aristoteles* (das wird wieder nicht gesagt!) unklar über das Bedürfnis als den Vergleichsmaßstab sagt, wobei *Baumgartner* wiederum verschweigt, daß *Aristoteles* anschließend sagt: in Wahrheit seien so verschiedene Dinge („Gebrauchswerte“) überhaupt nicht kommensurabel usw. Alle Achtung vor einer solchen Darstellung der „Wertlehre des

hl. Thomas“! Dazu paßt dann allerdings der anschließende Satz *Baumgartners* (S. 49): „Der oberste wertbemessende Faktor kann somit nicht die Arbeit, sondern nur das gesellschaftliche Bedürfnis sein.“ Wie ich gezeigt habe, scheint aber *Aristoteles* ganz gegensätzlich zu dieser Behauptung das wertbemessende Maß der als Gebrauchsgegenstände inkommensurablen Dinge ganz richtig im *abstrakten Wert* erkannt zu haben und hat der hl. *Thomas* durch die verbessernde Bezeichnung von *Arbeit und Kosten* als die „*obersten wertbemessenden Faktoren*“ des *Aristoteles* Theorie zur *Arbeitswerttheorie* fortgebildet.

Der Arbeits- und Kostenwerttheorie trat die *Nutzwerttheorie* entgegen, die den Wert aus der Nützlichkeit herleitet und sie für das Wertmaß hält. Trotz ihrer ungeheuren „wissenschaftlichen“ Entwicklung weiß freilich kein einziges der vielen Nutzwertlehrbücher etwas anderes als die *gemeinsame Einheit* in den Waren und sonstigen Wertdingen anzugeben als einzig nur die *Nützlichkeit*, die aber bei den verschiedenen Dingen eine *durchaus verschiedene und unmöglich auf einen gemeinsamen Nenner zu bringende* ist, d. h. jene Bücher wissen die *Einheit nicht* anzugeben, die *bestehen muß, wenn es ein gemeinsames Maß für alle Wertdinge geben soll*.

Wie *Böhm-Bawerk*, einer der großen Grenznutzentheoretiker, im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“ (Artikel „Wert“, 2. Auflage, 7. Bd., 1901, S. 754) ausführt, kam die Nutzwerttheorie „durch lange Zeit zu keiner nennenswerten Entwicklung“. Es habe „zwar zu keiner Zeit an Gelehrten gefehlt, welche der naheliegenden Empfindung Ausdruck gaben, daß auch der Tauschwert seine Wurzel in der Nützlichkeit habe... Gegen die rivalisierende Kostentheorie pflegten sie wohl, *ohne natürlich das empirische Zusammenstimmen von Kosten und Tauschwert leugnen zu können*, die Einwendung zu erheben, daß die Dinge nicht deshalb einen Wert besitzen, weil sie Kosten erfordern, sondern daß man gerade umgekehrt nur dann und deshalb Kosten aufwende, weil die betreffenden Dinge einen die Kosten lohnenden Wert besitzen. Im ganzen hatten jedoch diese älteren Nutzwerttheorien wenig Erfolg... Ihr einflußreichster, wenn auch nicht konsequenter Vertreter aus der ‚klassischen‘ Zeit ist J. B. Say.“ Böhm führt ihren Mißerfolg darauf zurück, daß sie „über die äußerst vage und wegen ihrer Vagheit unbefriedigende Formel von Angebot und Nachfrage nicht viel hinaus kamen“, während „die konkurrierende Kostentheorie in den Kosten einen viel *konkreteren, ziffermäßig bestimmten* und in seiner Wirkung deutlich verfolgbaren Bestimmungsgrund aufgestellt“ habe, „den die Nutz-

werttheorien zwar kritisch zu bezweifeln, aber in keiner Weise zu ersetzen vermochten“.

Ich möchte zweierlei einfügen: 1. daß die Meinung der Nutzwerttheoretiker unbegründet ist, daß der Arbeits- und Kostenaufwand der Höhe der Nützlichkeit entspreche und deshalb gemacht werde, weil eine so hohe Nützlichkeit („lohnender Wert“) durch sie erzielt werde. Man denke an den überaus hohen Arbeits- und Kostenaufwand, den die Gewinnung und Bearbeitung von vielen Luxuswaren verursacht, während der Nutzen, den sie gewähren wahrhaft sehr gering, in vielen Fällen zweifelhaft, in vielen sogar sicher negativ ist. 2. wie schon die Tatsache, daß die Nutzwerttheoretiker sich auf *Angebot und Nachfrage* zu stützen versuchten, darauf hindeutet, daß ihre Theorie in Wahrheit nicht eine Wert-, sondern eine *Preistheorie* ist.

„Zu einer größeren Bedeutung“, lesen wir bei *Böhm* weiter (S. 755), „gelangten die Nutzwerttheorien erst im Gefolge jener literarischen Bewegung, welche den *subjektiven* Wert zu größerer Beachtung brachte. Sie trat nunmehr in der bestimmten Gestalt der Theorie des *Grenznutzens* auf.“ In Wahrheit lag aber die Sache so, daß die Nutzwerttheorie sich so lange über den Rang einer der herrschenden richtigen Arbeitswerttheorie gegenüber bedeutungslosen Sondermeinung nicht zu erheben vermochte, als bloß sachliche Gründe maßgebend blieben. Dies änderte sich radikal, als die kapitalistisch eingestellten Oekonomen mit Schrecken gewahr wurden, daß die Arbeitswerttheorie sich gegen das Kapital kehre. Jetzt auf einmal wurde sie gar rasch zu einem „verhängnisvollen Irrtum“.

Ich wies schon auf S. 318 ff. darauf hin, daß für die sittliche Lebenspraxis des der natürlichen und der christlichen Religion und der *Philosophia perennis* folgenden Menschen die Tatsachen der ökonomischen Wertbildung gegenüber den Forderungen des Sittengesetzes praktisch in den Hintergrund treten. Ganz anders ist die Sachlage bei dem vom Naturalismus oder Materialismus, vom Individualismus und Rationalismus beherrschten Menschen. Für eine „rein diesseitige“, „rein weltliche“, „rein wirtschaftliche“ Betrachtungsweise des Zustandekommens des Wirtschaftsproduktes — eine Betrachtungsweise, die nicht die unsere sein kann — muß die Frage nach Wesen und Verursachung des ökonomischen Wertes eine entscheidende Rolle spielen. Abstrahiert doch diese Betrachtungsweise gänzlich von dem höheren, menschlichen, religiösen Sinn der Wirtschaft, faßt sie doch nur das Materielle, Mechanische an ihr ins Auge und sieht es mindestens praktisch als allein maßgeblich an.

Aber auch diese materialistische Betrachtungsweise *braucht ihre Wirtschafts- und Rechtsphilosophie*, so sehr sie eigentlich von Philosophie und Recht nichts wissen wollen sollte. Man kommt eben bei aller Oberflächlichkeit des Naturalismus doch um die tieferen Lebensfragen nicht herum und muß nach einer Antwort auf sie suchen, wenn man auch bei solcher Falscheinstellung nie zu den richtigen Lösungen oder wenigstens nicht zu den Vollösungen gelangen kann. So kam denn auch die neuere kapitalistische oder „bürgerliche“ Nationalökonomik zu ihren *Nutzwerttheorien*, insbesondere zur *Grenznutzenlehre*. Diese sind nichts anderes als *der werttheoretische Ausdruck des Willens zum Kapitalismus*. Die Arbeitswerttheorie entzieht dem Kapitalgewinn die ökonomische Unterlage seiner naturalistischen wirtschafts- und rechtsphilosophischen Begründung. Darum mußte sie preisgegeben und durch eine andere, dem kapitalistischen Zweck dienliche Werttheorie ersetzt werden, die den Wert ganz oder zum Teil aus dem Stoff und seiner Nützlichkeit, also aus dem Besitz, aus dem Kapital entspringen ließ und darum auch einer auf ihr aufgebauten Wirtschafts- und Rechtsphilosophie gestattete, den Mehrwert ganz oder zum Teil dem Kapital zuzusprechen.

Wir hörten schon von dem Mißerfolg der älteren Nutzwerttheorien. Auch die Grenznutzentheorie, die zuerst 1844 von dem französischen Ingenieur Dupuit und 1854 von dem Deutschen Hermann Heinrich Gossen (Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs und der daraus fließenden Regeln für menschliches Handeln, Braunschweig) als Sondermeinung aufgestellt worden war, blieb anfangs unbeachtet und ohne Einfluß. Als aber *Karl Marx* die Arbeitswerttheorie, in seiner Weise ausgebaut, zu einer Grundlage seines „wissenschaftlichen Sozialismus“ und seines umfangreichen „Kapitals“ machte, dessen erster Band 1867 erschien, als so *die Arbeitswerttheorie eine theoretische Grundlage der antikapitalistischen Proletarierbewegung wurde*, da mußte etwas geschehen. Und so schrieben denn in der Zeit der Hochkonjunktur des liberal-kapitalistischen Gründungsschwindels und des großen Krachs fast gleichzeitig *Stanley Jevons* 1871 in England, der jüdische Universitätsprofessor *Karl Menger* 1871 in Wien und *Léon Walras* 1874 in der Schweiz jene Schriften über „Grenznutzen“ und „Grenzwert“, die grundlegende Programmschriften der Grenzwertschule wurden, weil sie die antikapitalistische Gefahr zu bannen schienen.

Der *Grenzwerttheorie* zufolge richtet sich die Größe des wirtschaftlichen (Tausch-)Wertes eines Gutes nicht nach dem größten Nutzen, auch nicht nach dem Durchschnittsnutzen, sondern nach dem *kleinsten*

Nutzen, den es stiftet, indem es unter verschiedenen Bedürfnissen, die es befriedigen könnte, das mit Rücksicht auf die verfügbare Menge des Gutes nach Befriedigung der wichtigeren Bedürfnisse *noch darankommende mindest wichtige* stillt; der Wert bestimme sich nach der Größe des „Grenznutzens“, den es *noch* stifte. Nehmen wir eine wasserarme Gegend an, in der das Wasser einen Preis habe, so ergibt sich etwa folgende Grenznutzenskala. Ist nur so wenig Wasser vorhanden, daß es knapp für den Trinkbedarf ausreicht, so wird es mit Rücksicht auf den hohen Nutzen, den es als unentbehrliches Trinkwasser gewährt, einen sehr hohen Wert haben. Ist aber mehr Wasser vorhanden, so daß es auch zum Kochen ausreicht, so wird der Wert des gesamten Wassers bestimmt durch den etwas geringeren Wert, den es als Kochwasser hat. Ist noch mehr Wasser vorhanden, so daß die Menge auch noch die Verwendung als Waschwasser für die menschliche Körperpflege gestattet, so wird das gesamte Wasser, auch das Trink- und das Kochwasser, nur mehr den Wert des Waschwassers haben. Ist aber so viel Wasser vorhanden, daß man nun auch die Wäsche, oder gar den Fußboden damit waschen kann, so wird das ganze Wasser nur mehr den Wert von Fußbodenwaschwasser haben. Der kleinste noch gestiftete Nutzen bestimmt den Wert der gesamten Menge des fraglichen Gutes.

Diese Theorie wurde als Rettungsanker in der Not des Kapitalismus freudigst begrüßt und feierte einen Triumphzug durch die kapitalistische Wirtschaftswissenschaft, so daß sie in ihr auf der ganzen Erde die verbreitetste, weitaus vorherrschende Meinung geworden ist. Freilich leidet sie zunächst an dem Grundfehler aller Nutzwerttheorien: daß sie samt und sonders schon deshalb nicht richtig sein können, weil, wie schon eingehend dargelegt, der Nutzen nicht den Wert schaffen und die Nützlichkeit nicht Wertmaß sein kann. *Sombart* redet vom „Irrlicht der Grenznutzentheorie“, die „in den Sumpf locke“ (Hochkapitalismus, S. 127).

An der Grenznutzentheorie zeigt sich aber vielleicht am deutlichsten der weitere Grundfehler der Nutzwerttheorien, daß sie im Grunde überhaupt nicht Werttheorien, sondern *bloß Preistheorien* sind. Die Nützlichkeit soll nach ihnen den Wert bestimmen, jene (subjektive) Nützlichkeit, die beim Käufer, beim Konsumenten in Erscheinung tritt und ihn daher bestimmt, das gewünschte Ding zu kaufen, den *Preis* dafür zu bezahlen. Der Käufer erscheint, im diamentralen Gegensatz zu den Tatsachen der Marktpreisbestimmung, in diesen Theorien als der preisbestimmende Faktor ersten Ranges. Preisbestimmend je nach seiner

Kauflust. Der Grenznutzenkäufer sagt: „Es ist nur so viel Wasser vorhanden, daß es gerade zum Trinken ausreicht; also bezahle ich es sehr hoch, denn ich muß es durchaus haben.“ (Starke Nachfrage, sehr geringes Angebot.) In einem anderen Fall: „Es ist genug Wasser dafür da, daß ich Wasser trinken, mit ihm kochen, mich waschen, ja sogar Wäsche und Fußboden damit waschen kann; also bezahle ich überhaupt nur so viel, als ob ich nur Fußbodenwaschwasser brauchte und als es sich mir für Fußbodenwaschwasser verlohnt. Verlangt der Verkäufer mehr, so schränke ich mich ein, verzichte auf das Fußbodenwasser — und dem Verkäufer bleibt zu seinem Schaden viel Wasser unverkäuflich.“ (Geringere Nachfrage, größeres Angebot.) Deutlich zeigt sich also, daß es sich bei den subjektiven Nutzwerttheorien und besonders bei der Grenzwerttheorie um gar nichts anderes handelt als um *Abwandlungen jener Theorie, die den Wert aus „Angebot und Nachfrage“ herleiten will*, die in Wahrheit doch *niemals Wert schaffen*, sondern immer nur den *Preis* mitbeeinflussende Umstände sein können, und zwar, wenn inkongruent, *Abweichungen* des Marktpreises vom Wert veranlassende Umstände — wie schon der hl. Thomas erkannte!

Freilich muß die Produktion dem Bedarf, also ihrer Bestimmung angepaßt sein, um vollwertig zu sein. Wird ordnungswidrig zu viel produziert, so werden Arbeitsstoff und -kraft verschwendet, bleibt das Ueberschußprodukt unverwertbar liegen, ist ganz oder teilweise entwertet. Wird aber dem Bedarf gemäß vollwertig produziert, dann ist es nicht die Nützlichkeit, die den Wert erzeugt, sondern allein die nutzbringende Arbeit. Dann zeigt sich auch „das empirische Zusammenstimmen von Kosten und Tauschwert“ ungestört in der Weise, daß Preis und Wert einander decken, und daß nicht die subjektive Wertschätzung der Käufer, sondern Arbeit und Kosten, also die objektiven Wertfaktoren, den Preis bestimmen. Nicht jede menschliche Werktätigkeit schafft unter allen Umständen den gleichen Wert, sondern sie ist je nach den Umständen verschieden wertproduktiv. Aber aller Wert stammt aus der Arbeit; genauer: aus dem gesellschaftlich notwendigen Durchschnittsaufwand an Arbeit (vgl. S. 325 f.). Und vom Wert leitet sich der Preis her, nicht umgekehrt, wie *Hohoff* ganz richtig sagt (Monatsschrift für christliche Sozialreform, 1893, S. 162 f.): „Der Wert ist nicht vom Preise abzuleiten, sondern der Preis vom Wert. Der Wert ist natürlicher und vernünftiger Weise das prius. Eine Ware hat nicht einen Wert, weil sie einen Preis hat, sondern sie hat einen bestimmten Preis, weil sie einen bestimmten Wert hat. Die Wertgröße der Waren

wird nicht durch das Verhältnis bestimmt, in welchem sie sich gegeneinander austauschen, sondern das Austauschverhältnis wird normaler Weise durch die Wertgröße bestimmt.“

Auch der „Grenznutzen“ schafft, erzeugt keinerlei Wert, sondern kann höchstens einen gewissen Einfluß auf die Preisbildung haben. Es ist merkwürdig, daß der selbe Marxschüler und -Mitarbeiter *Eduard Bernstein*, der es fertig bringt, in seinen „Voraussetzungen der Sozialismus“ (1899, S. 41 f.), den Marxschen Wertbegriff als mit dem „Grenznutzenwert der Gossen-Jevons-Böhmschen Schule“ wissenschaftlich gleichwertig hinzustellen — „Beiden liegen wirkliche Beziehungen zu Grunde, aber beide sind aufgebaut auf Abstraktionen. Solche Abstraktionen sind natürlich bei der Betrachtung komplizierter Erscheinungen gar nicht zu umgehen. Wie weit sie zulässig sind, hängt ganz vom Gegenstand und Zweck der Untersuchung ab... Aber die einen wie die anderen Abstraktionen sind nur für bestimmte Zwecke der Beweisführung zulässig, die auf Grund jener gefundenen Sätze haben nur innerhalb bestimmter Grenzen Anspruch auf Geltung.“ — daß dieser *Bernstein* in der „Neuen Zeit“ (30. September 1896, Nr. 2, S. 51) von der Grenznutzentheorie selbst feststellte, daß sie überhaupt nicht eine Werttheorie ist: „Ihr Grundfehler ist offenbar, daß sie aus einem Gesetz, das günstigstenfalls für eine bestimmte Phase — und zwar die *letzte* — des Kreislaufs der Ware zutrifft, die ganze Bewegung erklären will. Hyndman glaubt ihr den Todesstoß zu versetzen, wenn er darauf hinweist, daß Jevons schließlich doch dahin kommt, den Wert als den Produktionskosten proportional zu erklären. Das aber ist keineswegs ein Beweis ihrer Hinfälligkeit. Es beweist nur, daß sie *nicht das ist, wofür sie sich ausgibt*. Weil sie auf *alle* Gegenstände des Marktverkehrs angewendet werden kann, auf beliebig vermehrbare und Monopolobjekte, glauben ihre Anhänger, sie jeder anderen Werttheorie überlegen erklären zu können. Tatsächlich ist gerade dies ein Beweis für ihre sehr bedingte Tragweite. Gerade weil sie ins Breite geht, muß sie an der Oberfläche bleiben. Sie ist weiter nichts als eine *Theorie des Kaufes*... Die Grenznutzentheorie ist *keine Werttheorie*, sondern eine *Preistheorie*, und auch das nur nach einer Seite hin... Für Detailuntersuchungen hinsichtlich der Gesetze des *Marktes* kann der Begriff des Grenznutzens als eine fruchtbare Bereicherung der ökonomischen Begriffe betrachtet werden.“

Die Selbsttäuschung der Grenzwerttheoretiker beruht auf dem gemeinsamen Irrtum aller Nutzwerttheorien als *subjektiver Werttheorien*:

daß sie den Wert aus der Nützlichkeit einer Ware für die Käufer entstehen lassen wollen, aus dem *subjektiven* Urteil der Menschen, vor allen der Konsumenten, im Gegensatz zur Arbeitswerttheorie, die den Wert als etwas *objektiv* Gegebenes, in der Ware Steckendes erkennt. Man mißt dem *subjektiven* Moment so große Bedeutung bei, weil man sich einbildet, daß letztlich doch das Urteil der Menschen, insbesondere der Käufer den Preis bestimme und zwar danach, wie viel ihnen die Sache „wert“ sei. Aus dieser Auffassung heraus erklärt sich auch die unheilbare Konfusion von Preis und Wert in allen Nutzwerttheorien. Selbstverständlich! Ist die Nützlichkeit die Quelle des Wertes, dann erzeugt und bemißt der Käufer mit dem Preis, den er bezahlen will, den Wert; dann ist der Preis identisch mit dem Wert, nur Geldausdruck des Wertes. In diesem Sinn schreibt der Grenznutzentheoretiker und Prager Professor Freiherr *Friedrich von Wieser* im Jenaer „Handwörterbuch“ (2. Auflage, 4. Bd., 1900, S. 781): „Der Preis geht aus den *persönlichen Werturteilen* aller einzelnen Marktparteien hervor, diese aber werden im letzten Grunde nach den Regeln der Nutzrechnung gebildet.“ Wie irrtümlich diese Anschauung von der Preisbestimmung durch die „persönlichen Werturteile“ der Verkäufer oder gar der Käufer ist, das veranschaulichte trefflich der greise *Hohoff* in seinem Aufsatz „Zur Kritik der subjektiven Wertlehre“ (Die neue Zeit, 27. Oktober 1922, Nr. 4, S. 81 ff.):

„Zu einer mehr oder weniger modifizierten *subjektiven*, psychologischen Werttheorie bekennen sich unter dem Einfluß der Kantschen Philosophie fast alle neueren Bourgeoisökonomen, z. B. Schmoller, Wieser, Böhm-Bawerk, Philippovich, Diehl, Liefmann usw.

Dagegen ist die Marxsche Werttheorie mit vollstem Recht eine streng *objektive*. Wenn man die subjektivistischen Werttheoretiker und die Grenznutzler, die auch dazu gehören, liest, so sollte man wirklich glauben, sie lebten bei den Botokuden oder sonstigen unzivilisierten Völkern, die weder Warenproduktion noch Handel, sondern nur gelegentlichen, zufälligen Austausch kennen und nicht in der kapitalistischen Welt Londons, Paris, Wiens usw., so primitiv naive, vorsintflutliche Meinungen und Vorstellungen hegen diese modernsten Herren Ökonomen. Die Wilden schätzen allerdings den Wert und Preis der Dinge ‚psychologisch‘ ganz nach ihren augenblicklichen, individuellen, rein persönlichen zeitweiligen Bedürfnissen und Gelüsten und taxieren daher den Wert von Nahrungsmitteln vor der Mahlzeit höher als nach derselben, den Wert der Betten oder Hängematten am Morgen viel niedriger als

am Abend, geben mehr für einen Gebrauchsgegenstand hin, wenn sie gut als wenn sie schlecht ‚bei Kasse‘ sind.

Die heutigen Oekonomen tun wahrhaftig so, als ob stets und überall die Produzenten Güter herstellten zunächst und hauptsächlich für ihren eigenen persönlichen Bedarf und dann den etwaigen Ueberschuß an andere Leute veräußerten. Die praktischen Geschäftsmänner, die Herren Fabrikanten und Unternehmer kümmern sich natürlich keinen Deut um solche Kindereien. Sie nehmen keinerlei Notiz von den hochgelehrten Salbadereien der amtlichen Vertreter der Wirtschaftswissenschaft. Und sollte einmal der eine oder andere von ihnen eines der verbreitetsten und gepriesensten Lehrbücher der politischen Oekonomie in einem müßigen Augenblick zur Hand nehmen und das Anfangskapitel vom ‚Wert‘ lesen, so wird er nichts von dem schwer gelehrt klingenden pseudo-psychologischen und pseudophilosophischen Gerede verstehen, oder aber, wenn er es wirklich einmal kapieren sollte, das Buch bald hohnlachend auf die Seite werfen, denkend, das sei ja nichts als ‚scholastischer‘ Unsinn, graueste Theorie, die mit dem faktischen Wirtschaftsleben in unversöhnlichem Widerspruch stehe und an die zu glauben dem jüngsten ‚Stift‘ oder Lehrling nicht im Traum einfalle. Denn der moderne Produzent weiß sehr gut, daß Wert und Preis *ganz anders* zustande kommen, als die neunmalweisen Professoren ihnen mit ernstester Miene vorphantasieren. Er ist ein rationell und rechnerisch vorgehender Mann; er hält sich an seine praktische Erfahrung, an die Wirklichkeit und tatsächlichen Verhältnisse. Er läßt die Theoretiker ruhig perorieren und dozieren, ohne sich auch nur die Mühe zu machen, ihnen zu widersprechen. Er schüttelt höchstens den Kopf zu dem Quark und schert sich weiter nicht im geringsten darum, sondern geht seine eigenen Wege. Er weiß ganz genau, wie er ‚kalkuliert‘ und kalkulieren muß, wenn er bestehen, prosperieren und einen anständigen Kapitalgewinn machen soll. Darum berechnet er aufs sorgfältigste und exakteste, wieviel er für Produktionsmittel, Rohstoff, Arbeitslohn ausgeben muß und ausgegeben hat, fügt soundso viel Prozent ‚Generalunkosten‘ hinzu und schlägt darauf dann noch den ‚landesüblichen Kapitalprofit‘. Hat er so den Wert festgestellt, so setzt er den Preis demgemäß in sein Preisverzeichnis. Er rühmt sich dessen, daß er ‚feste Preise‘ habe und verkauft darum seine Waren in der Regel keinen Pfennig teurer oder billiger, es sei denn, er stehe dicht vor dem Bankrott oder die ‚Konjunktur‘ sei gar zu verlockend günstig.

Hielten sich die neueren Oekonomen, wie sie irrig glauben und be-

haupten, an die empirische Erfahrung und die Tatsachen des Geschäftsbetriebs, so müßten sie sich offenbar zur ‚Produktionskostentheorie‘ der klassischen Oekonomen bekennen und nicht selbst an subjektive ‚Hirngespinnste und Phantome‘ glauben, wie sie Ricardo und Marx fälschlich vorwerfen.

Nachdem sie im Kapitel, worin sie vom Wert handeln, denselben rein subjektivistisch zu bestimmen versucht haben, fallen sie alle später sofort in die alte Kostentheorie zurück in dem richtigen Gefühl, daß sie mit ihrer subjektiven Theorie nichts weiter anfangen und erklären können. Eine Ausnahme macht nur Robert Liefmann, der allein aus seiner subjektivistischen Prämisse mit logischer Konsequenz die Folgerungen zieht und damit für alle nüchtern denkenden Leser die subjektive Theorie ad absurdum führt, zugleich damit aber auch die ‚moderne Philosophie‘, denn mit Recht kann er sich rühmen, daß seine Theorie mit dieser in Einklang stehe.

Ricardo bemerkt einmal mit Recht, daß der Käufer im allgemeinen und im regelmäßigen Geschäftsbetrieb nicht den geringsten Einfluß auf den Preis der Waren auszuüben vermag. Die modernen Oekonomen dagegen sagen, bei der Eigenwirtschaft für den persönlichen Gebrauch oder Bedarf der Familie gehe die subjektive Wertschätzung zwar von dem aus, der die Produkte herstellt, bei der Tauschwirtschaft für den Verkauf dagegen von dem, der sie eintauscht oder kauft. Man sollte meinen, die fraglichen Oekonomen hätten, wenn sie in ihrer Studierstube über den Wert schreiben oder vom Universitätskatheder herab darüber Vorlesungen halten, momentan ihrem Verstand den Laufpaß gegeben oder ihn, für diese Zeit wenigstens, völlig verloren, der ihnen erst wiederkomme, wenn sie praktisch und faktisch in eigener Person Einkäufe machen wollen. Dann wird keiner der gelehrten Herren versuchen, in einer Buchhandlung oder in irgendeinem anderen Kaufladen selbst den Preis zu bestimmen. Sie wissen dann sehr wohl, daß reelle Geschäfte feste Preise haben und nicht mit sich ‚handeln‘ lassen.

Die Waren gehen *preisbestimmt* in den Verkehr ein. Wie männiglich bekannt, hängt oder klebt an jeder Ware ein Papierzettel, auf dem ihr Preis, der längst vorher ‚ausgeworfen‘ ist, vermerkt steht. Das würde ja ein nettes endloses Debattieren und Feilschen geben, wenn jeder einzelne Käufer oder Verkäufer durch seine ‚subjektive Schätzung‘ den Preis bestimmen wollte. Da wäre denn doch der jüngste Kommis dem unpraktischen Professor und den unerfahrenen jüngeren Damen, die weder den Wert der Ware noch den des Geldes richtig zu schätzen

wissen, weit überlegen und könnte den angeblich den Preis selbst festsetzenden Käufer ganz niedlich ‚hereinlegen‘.

Wo noch kein Kapitalismus und wenig oder keine Warenproduktion zu finden ist, wie z. B. in abgelegenen ländlichen Bezirken, im größten Teil Rußlands, der Türkei usw., da feilscht und schachert man oft stundenlang um den Preis, nicht aber im modernen Geschäftsbetrieb. Als siebenjähriger Knabe habe ich einmal zugesehen, wie ein kleiner jüdischer Händler einem Bauernburschen für einen Filzhut ordinärster Sorte zuerst 3 Taler abforderte, allmählich unter den heiligsten Be-
teuerungen, daß er den größten Schaden dabei habe, immer um 50 Pfennig mit seiner Preisforderung herunterging, bis er ihn schließlich für 1 Taler wegschlug. Der Jude hatte nun doch noch 15 Groschen an dem Hut verdient, der junge Bursche aber jubelte hinterher, daß er ein brillantes Geschäft gemacht, 2 bare Taler verdient und den Juden gehörig übers Ohr gehauen habe.

Das war indes zur Zeit des Krimkriegs und in einem kleinen Ackerstädtchen, das 10 bis 20 Stunden weit von der nächsten Eisenbahnstation entfernt lag. Ähnlich machen es ja auch heute die sogenannten ‚Wahren Jakobs‘ der Jahrmärkte; sie fordern anfänglich 20 Mark und gehen herunter bis auf 50 Pfennig. Allein unsere Professoren schreiben ihre berühmten Lehrbücher der politischen Oekonomie, ihre dicken Grundrisse der Wirtschaftswissenschaft und ihre gelehrten Abhandlungen über den ‚Wert‘ doch nicht für kleine Leute, die auf solcher altmodischen Stufe stehen, sondern für moderne, sehr aufgeklärte, fortgeschrittene und gerissene Großindustrielle und Großhändler und solche, die es werden möchten.

Alle vom subjektivistischen Standpunkt gegen die Ricardo-Marxsche Arbeitswertlehre erhobenen Einwendungen sind völlig hinfällig. Auch die des ‚größten, genialsten und gründlichsten aller Marxwiderleger‘, Böhm-Bawerk. Auf ihre langatmigen, scharfsinnig schillernden Argumentationen im einzelnen näher einzugehen, hieße nutzlos und zwecklos Zeit, Papier und Druckerschwärze vergeuden.“

So der biedere Hohoff in seinem Zorn.

Dagegen versucht *Heinrich Pesch* eine „Versöhnung des subjektiven und objektiven Prinzips“ in der Werttheorie herbeizuführen (Lehrbuch der Nationalökonomie, 5. Bd., S. 78 ff.), denn „eine rein subjektive Wert- und Preistheorie kann nicht befriedigen, ... ebensowenig kann aber auch eine bloß objektive Wert- und Preistheorie befriedigen“. Wir sehen hier die Konfusion von Wert und Preis augenscheinlich. Pesch

ist mit allen von der kapitalistischen Vulgärökonomik Beeinflußten Anhänger der Nutzwerttheorie, sucht ihr aber einen Zusatz von objektiver Wertbestimmung beizubringen. Nach seiner Meinung (Lehrbuch, 1. Bd., 1905, S. 25 f.) „hängt die Bemessung des Wertes bestimmter Güter oder Güterklassen, in letzter Linie ab a) von der *Natur* und der *Dringlichkeit* der menschlichen *Bedürfnisse*, die durch jene Güter Befriedigung finden können...; b) von den spezifischen und individuellen *Eigenschaften* des ökonomischen Gutes...; c) von der *Seltenheit* der Güter, beziehungsweise vom Verhältnis des *Vorrats* zum *Bedarf*, in Verbindung damit von der *Schwierigkeit*, *Mühe*, *Arbeit*, den *Kosten* der Beschaffung.“ So bringt Pesch unter den Begriff „Seltenheit“ sowohl „Angebot und Nachfrage“ als auch die objektiven Kostenmomente, labor et expensae, unter. Das ist die „Versöhnung“, die aber Pesch selbst nicht zu befriedigen scheint. Denn er erwähnt abschließend (5. Bd., S. 82 f.) ganz ernsthaft des Stockholmer Universitätsprofessors *Gustav Cassel* Vorschlag, „die ganze alte sogenannte Werttheorie mit ihren unendlichen Wortstreitereien und ihrer unfruchtbaren Scholastik zu dem auszumusternden Ballast der theoretischen Oekonomie“ zu werfen und eine „wertfreie Sozialökonomie“ aufzurichten. Cassel ein zweiter Samuel John Lloyd-Lord Overstone! (Vgl. S. 253.) Dagegen hat Pesch nun wohl einige Bedenken, er beendet aber seine ganze Erörterung des Wertproblems mit den Worten: „Wert- und Preislehre bieten ein *geeignetes* Feld für theoretischen *Sport*.“ In der kapitalistischen Vulgärökonomik ist es in Wahrheit so. Und: „Doch bleibt es die schönste Aufgabe der Theorie, das Verständnis des wirtschaftlichen Prozesses zu klären, zu erleichtern, zugleich den Anforderungen des praktischen Lebens Rechnung zu tragen.“ Dieses Verständnis konnten Pesch und die sonstigen Wortführer der Vulgärökonomik in den entscheidenden Belangen nur erschweren; den Anforderungen der kapitalistischen Praxis trugen sie allerdings mit ihrem „theoretischen Sport“ weitestgehend Rechnung.

Nachdem wir genug lange den werttheoretischen Irrwegen der Vulgärökonomik nachgegangen sind, lassen wir uns von dem bedeutendsten Geschichtsschreiber des modernen Kapitalismus wieder auf die Werttheorie der *Oeconomia perennis* verweisen, der der hl. Thomas vor mehr als sechs Jahrhunderten die Bahn brach, und die allen modernen Irrtümern zum Trotz in ihrer schlichten Wahrheit uns auch den Weg aus dem kapitalistischen Labyrinth ins Freie weist.

Wir hörten (S. 308) *Sombart* den Kapitalismus als Mehrwertwirtschaft charakterisieren. Die Frage nach Bildung und Bemessung der

Höhe des Mehrwerts geht er (Hochkapitalismus, S. 141) mit dem Hinweis darauf an, daß wir zu diesem Zweck „die Einkommensgüter als *reine Menge* fassen müssen“, d.h. als *Menge abstrakten Wertes*, „sie, die sich uns zunächst in der bunten Mannigfaltigkeit ihrer Gebrauchsgütereigenschaft darstellt. Wir wissen, daß wir zu dieser reinen Menge nicht durch das physikalische Hilfsmittel des Wägens gelangen, da es sich selbstverständlich um eine ökonomische Größe handelt, die wir bestimmen wollen. Wir müssen uns aber auch überzeugen, daß etwa auf dem Wege der *subjektiven* Wertbemessung *niemals eine objektiv faßbare und bestimmbare Quantität entstehen kann*. Und müssen endlich einsehen, daß der *Preisausdruck* zwar die gewünschte ökonomische Größe darstellt, uns aber deshalb nicht viel nützt, weil er uns *keinen Zugang zu den Bestimmungsgründen unserer Menge gewährt*. Noch immer erweist sich der viel begangene Weg, den uns *die alte Arbeitswerttheorie* gewiesen hat, als derjenige, der *am sichersten zum Ziele führt*. Man muß nur all die dunklen Vorstellungen, die sich mit dem Worte ‚Wert‘ verbinden, abstreifen und das Problem in seiner *großen Schlichtheit* zu erfassen sich bemühen. Dann ergibt sich als der Sinn dieser Auffassung der: daß wir die wirtschaftlichen Güter als das Erzeugnis oder Ergebnis eines bestimmten, ebenfalls nur als Menge gedachten *Arbeitsaufwandes* uns vorstellen. Daß die wirtschaftlichen Güter — die Naturbedingungen als gegeben angenommen — das Erzeugnis der menschlichen *Arbeit* und *nur dieser* sind, ist eine *Tatsache*, deren Feststellung heute nicht mehr als ein *Gemeinplatz* sein würde.“

So können wir schließlich feststellen, daß die Wirtschaftswissenschaft durch ihre echten, bewährten und gesicherten Ergebnisse die Parallelität der wirtschaftlichen zu den sittlichen Gesetzen bestätigt. Wieder bewährt die scholastische „*analogia entis*“ ihre Wahrheit: durchgängige Einheit in der Vielheit des Schöpfungsalls, weil dieses nur offenbarendes Gleichnis des ewig-jenseitigen Geistes der Ordnung in der diesseitigen Erscheinungswelt ist. Die Tatsachen der Wertproduktion bilden den ökonomischen Unterbau der naturrechtlich-christlichen Sittenforderungen an die menschliche Eigentums- und Arbeitsordnung. Sie erweisen sich als empirische, wirtschaftliche, man könnte auch sagen: als naturwissenschaftliche Apologie der kirchlichen Wirtschaftslehre und insbesondere des vielverkannten kanonischen Zinsverbotes, mit dem wir uns im unmittelbar folgenden 5. Buch eingehend zu beschäftigen haben.



1. Die erste Aufgabe ist die Feststellung der
2. Die zweite Aufgabe ist die Feststellung der
3. Die dritte Aufgabe ist die Feststellung der
4. Die vierte Aufgabe ist die Feststellung der
5. Die fünfte Aufgabe ist die Feststellung der
6. Die sechste Aufgabe ist die Feststellung der
7. Die siebte Aufgabe ist die Feststellung der
8. Die achte Aufgabe ist die Feststellung der
9. Die neunte Aufgabe ist die Feststellung der
10. Die zehnte Aufgabe ist die Feststellung der

